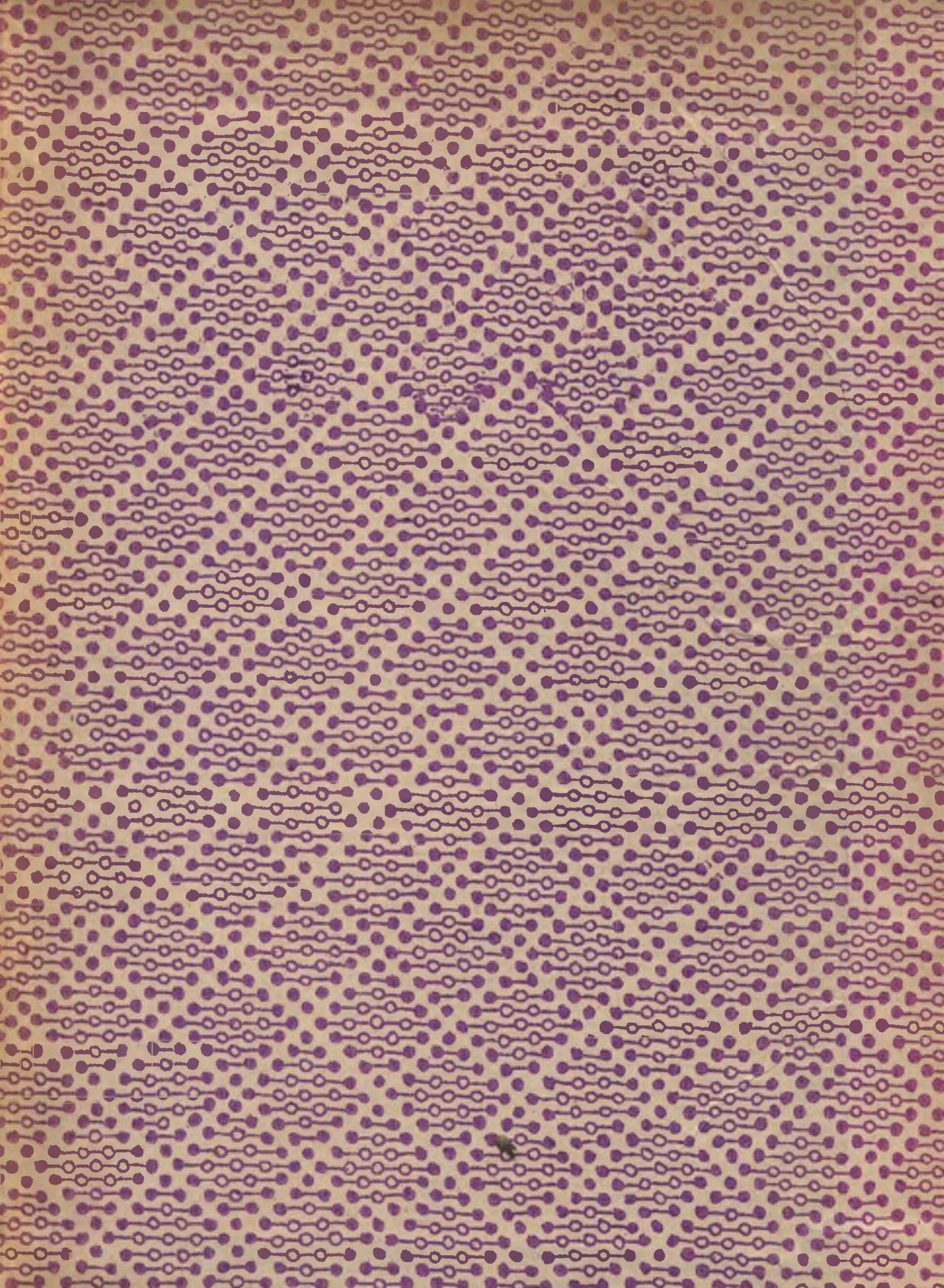
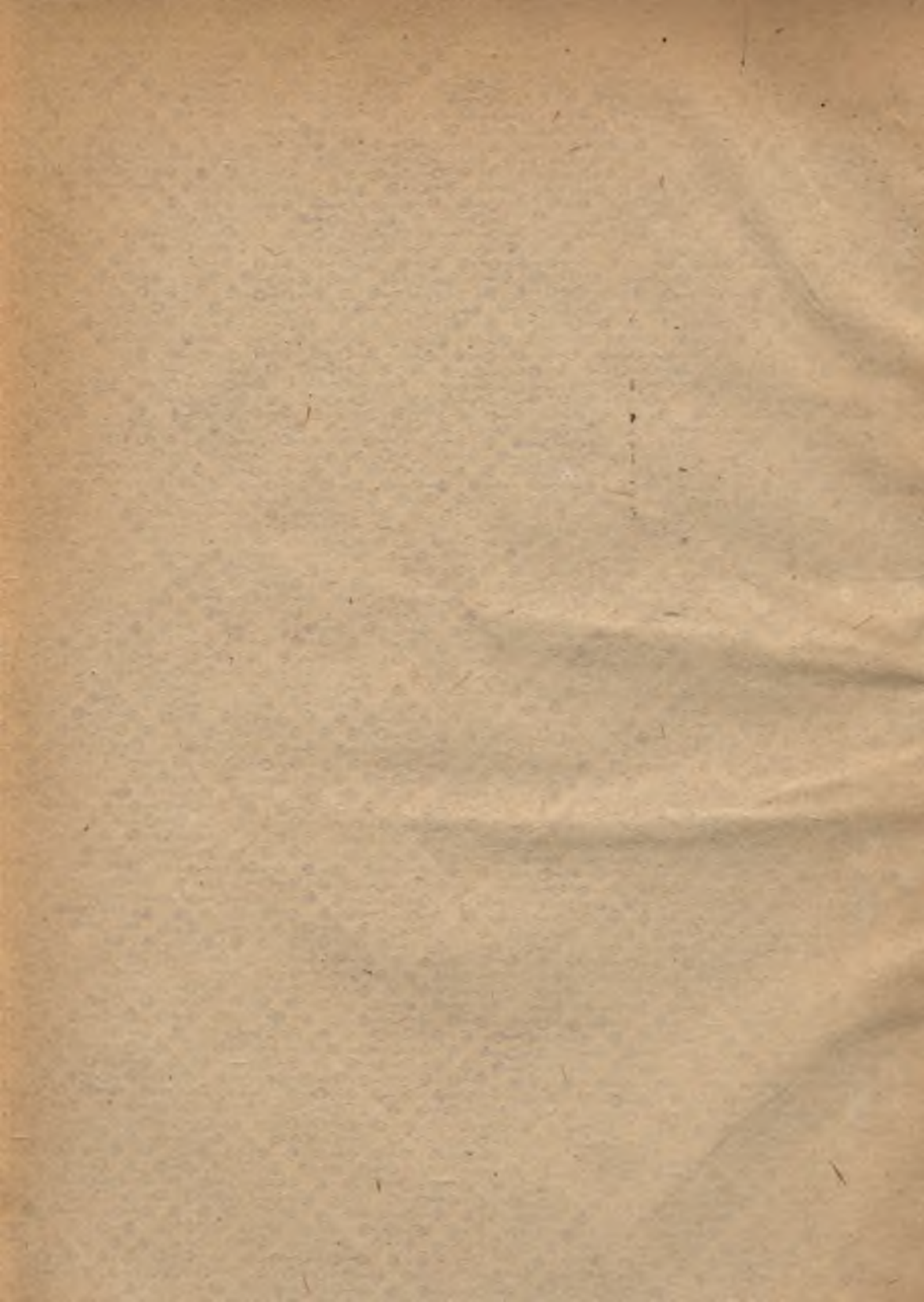












elschwitzer

TISCHKERIER- KALENDER

1941

82/575

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100



Nach dem lebensgrossen Abbild von König Friedrich's Person im Alter, wie dasselbe auf der Königl. Kunsthammer zu Berlin aufbewahrt wird. Mit Ausnahme der Stiefel, der Halsbinde, und des Knopfes nebst Kalkschmuck an der Muthokarde (s. d. folg. Bl.) welche ergänzt sind, sind alle Garderobestücke echt. Die Uniform ist der Interimsrock der Garde, er war des Königs Alltagskleidung.

LESCHWITZER TISCHKERIER- KÄLENDER 1941

V. Schr.
6
44



SCHLESSEN-VERLAG + BRESLAU

9

6915/137

Die Schätze und Kräfte der Heimat spiegeln sich im Heimatkalender. Mögen diese Heimatkräfte jeden treuen Sohn der Heimaterde stärken und beglücken. Möge der Kalender aber auch dazu beitragen, unsere innere Front immer fester und enger zu fügen, möge er schließlich auch ein lieber Gruß der Heimat sein für alle Söhne in der Ferne.

4064. 1941
II
[Signature]

X-6105	
4064	II
1941	

Gauleiter-Stellvertreter.

Millionen deutscher Männer haben in Polen, in Holland, Belgien oder Frankreich, in Dänemark und Norwegen die Fremde kennengelernt und die Heimat dadurch noch lieber gewonnen. Gerade unsere Soldaten wissen es wie nie zuvor, wie schön die Heimat ist, und gerade in der Fremde haben sie zutiefst erlebt, was ihnen die Heimat bedeutet. Ihnen wird ebenso wie den Daheimgebliebenen der neue Heimatkalender gewiß ein lieber Freund sein und ein treuer Begleiter durch das neue Jahr.

H. Wallis
Siegfriedsone
6.12.57, 30.5



[Signature]

Landeshauptmann.

1928, 1938,
1947.



BEI HENNERWITZ - AUFN.: WEGNER

Gruß der Heimat.

Zu allen, besonders aber zu Euch, die Ihr in der Fremde seid, zu Euch, Ihr Soldaten, falls Ihr noch an der Front steht, will die Heimat sprechen; aber auch dann, wenn Ihr schon zu Hause seid. Ihr werdet jetzt manches tiefer empfinden als vorher. Die Heimat will schlicht berichten, wie sie im Kriege mitwirkt, die Front zu stützen, Männer zu ersehen, alle Arbeit auf dem Felde, in Betrieben und im Verkehr ohne Unterbrechung fortzuführen. Sie will zeigen, wie Frauen und Jugend einspringen für die, die draußen für die Scholle kämpfen.

Sie will Euch aber auch hinführen über Felder und Berge und Euch die Stätten Eurer Arbeit in anderem Lichte zeigen. Ihr werdet ja aus der Ferne vieles anders sehen, schöner, gemütvoller, sinnreicher, überhaupt reicher an allem. So schaut im Geiste über die Fluren des Kreises Leob- schütz und darüber hinaus. Seht, wie die Saaten wogen und die Höhen hinansteigen. Lauscht dem Rauschen des Buchwaldes. Geht die Wege, die Ihr mit Euren Lieben oft gegangen seid. Seht, wie die Berge des Altvaters Euch grüßen, unsere Berge, die Eure starke Hand in den ersten Oktobertagen 1938 frei gemacht hat. Als unsere Truppen bei Alt-Wiendorf, bei Jägerndorf, bei Olbersdorf, ja überhaupt die Oppa entlang die frühere Grenze überschritten und als in Freudenthal Fliegerstaffeln um Flieger-

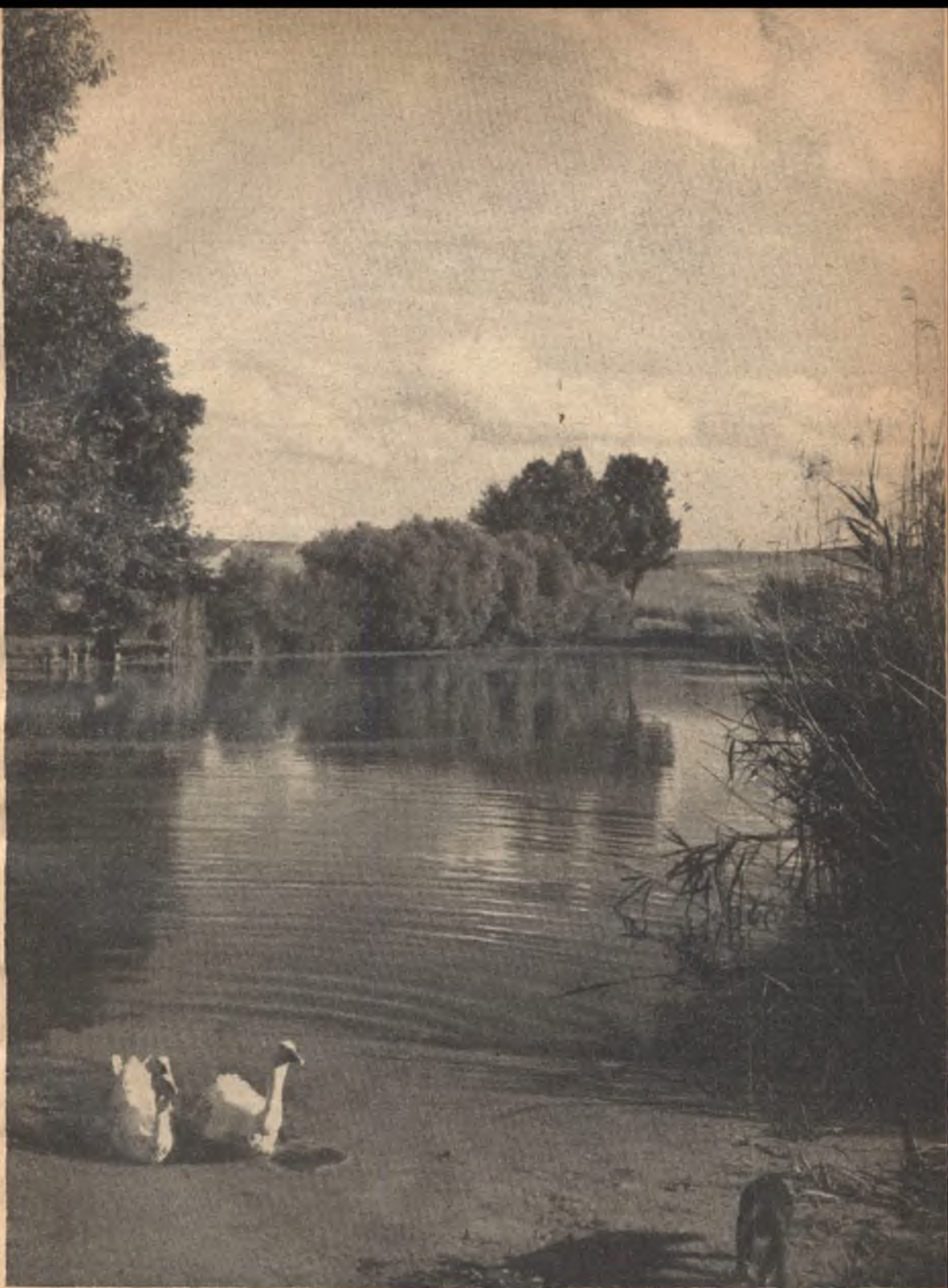
stasseln landeten, da wußten wir, daß wir wieder auch äußerlich mit denen eins sind, mit denen wir innerlich immer eins waren. Hört Ihr noch den Jubel in Jägerndorf, als der Führer mit seinem Stabe dort weilte und sprach. Es war verboten über die Grenze zu gehen. Hunderte und Aberhunderte zogen sich die Schuhe aus und schritten im frühen Morgengrauen durch die Oppa, nur um den Führer zu sehen. Vielleicht schritten sie an einer Stelle durch das Wasser, an der gehegte Deutsche kurz vorher vor der tschechischen Soldateska geflohen sind. Und da schauten nun Tausende von Pläßen, Fenstern und Dächern zu ihrem Führer. Glöden, Freiheitsglöden klangen, Augen wurden feucht, fremde Menschen lagen sich vor Freude in den Armen. Die falsche Grenze, die vor 200 Jahren Deutsche von Deutschen riß, ist in die Oppa gefallen. Wir sind kein Grenzland mehr.

Wie hat doch unsere brave Grenzwatch Tage und Nächte gut gemacht! Das alles werden wir später mit Bildern im Kalender ausführlich bringen. Wie haben doch unsere Soldaten verhindert, daß unser Leobschützer Land zum Kriegsschauplatz wurde! Es ist Juli, da dies geschrieben wird. Wie liegt doch die ganze Heimat friedlich da, als ob kein Krieg wäre. Und doch fühlt sie mit, was Ihr Schweres zu ertragen habt. Und doch klagt sie mit um alle, die nicht mehr an ihren Pflug, an ihre Arbeitsstätte, in ihre Familie zurückkommen. Sie sind ja Kinder ihres Herzens. Und schlummern sie auch fern von uns, sie schreiten durch die Fluren und über die Wege wie einst. Sie sterben nicht. Sie leben im Herzen der Heimat ewig fort.

Und Ihr, die Ihr weit von uns lebt und uns doch immer nahe seid, kommt und geht mit uns durch Häuser und Gehöfte, Gassen und Straßen. Seht Euch Wege und Winkel an, die Euch nichts sagten, als Ihr zu Hause waret. Jetzt fangen sie an zu wispern, zu raunen, zu reden, zu erzählen und vielleicht sogar zu singen. Scholle, Haus und Baum, alles, alles redet. Die Heimat geht ja mit uns, wohin auch unsere Wege in die Weite führen. Sie singt in uns ein Lied. Da steigen viele Bilder in uns auf. Da lauschen wir den Stimmen der Gegenwart und der Vergangenheit, die zu uns aus Erde, Geschichte, aus tausend Dingen und Erinnerungen ernst und heiter sprechen. Da wird alles lebendig. Das Herz der Heimat schlägt an unserem Herzen. Der Weg von und zu der Heimat geht durch unser Herz.

Durch unglückliche Umstände konnte der Kalender voriges Jahr nicht erscheinen. Seine Freunde haben voriges Jahr vergeblich nach ihm ausgesehen. Nun ist er wieder da. Haltet ihm die Treue. Er will weiter Euch und der Heimat dienen. Soldaten, vergeßt nicht, Eure Erlebnisse für Kinder und Kindeskinde aufzuschreiben. Schickt dem Kalender kurze Erzählungen Eurer Erlebnisse. Diese sollen später einmal erscheinen. Auch Ihr in der Heimat schreibt alles auf, was durch den Krieg veranlaßt, geopfert und geleistet wurde. Sendet es an

H u g o G n i e l c z y k, Leobschütz, Limanstraße 2.



STEINMÜHLE BEI SABSCHOTZ - AUFN. WEGNER



Januar - Hartung



Woche und Tag	Deutsche Gedenktag und Namen		Sonnen- Aufg. Untg.		Mond- Aufg. Untg.	
1. Woche Neujahr						
1 Mi	1834 Beseitig. d. innerdeutschen Zollgrenzen	Adelhard Genoveva Berta	8.11	15.56	9.54	20.30
2 Do	1777 Bildhauer Christian Rauch *		8.11	15.57	10.20	21.37
3 Fr	1912 Felix Dahn †		8.11	15.58	10.43	22.41
4 Sa	1785 Jakob Grimm *		8.11	16.00	11.06	23.45
2. Woche 1. Sonntag n. Erscheinung						
5 So	1919 Gründung d. Deutschen Arbeiterpartei	Gerlach	8.10	16.01	11.28	—
6 Mo	(Heil. 3 Könige)	Irnhhold	8.10	16.02	11.51	0.48
7 Di	1831 Generalpostmeister Stephan *	Reinhold	8.10	16.04	12.17	1.51
8 Mi	1794 Justus Möser †	Gudula	8.09	16.05	12.46	2.54
9 Do	1927 Houston Stewart Chamberlain †	Siegbert	8.09	16.07	13.18	3.55
10 Fr	1920 Inkrafttreten des Versailler Diktates	Wolfsbold	8.08	16.08	13.59	4.56
11 Sa	1923 Ruhreinbruch d. Franzosen u. Belgier	Alwin	8.08	16.10	14.47	5.52
3. Woche 2. Sonntag n. Erscheinung — Eintopfsontag						
12 So	1893 Herm. Göring u. Alfred Rosenberg *	Volkhold	8.07	16.11	15.42	6.44
13 Mo	1935 Saarabstimmung	Gottfried	8.06	16.13	16.46	7.29
14 Di	1930 Mordanschlag auf Horst Wessel	Engelmar	8.05	16.14	17.56	8.09
15 Mi	1933 Wahlsieg der NSDAP in Lippe	Henning Gamelbert Leonhard	8.04	16.16	19.10	8.44
16 Do	1901 Maler Arnold Böcklin †		8.03	16.17	20.25	9.15
17 Fr	1318 Baumeister Erwin v. Steinbach †		8.02	16.19	21.42	9.43
18 Sa	1871 Reichsgründungstag		8.01	16.20	22.59	10.10
4. Woche 3. Sonntag n. Erscheinung						
19 So	1576 Hans Sachs †	Erhard	8.00	16.22	—	10.38
20 Mo	1934 Gesetz z. Ordnung d. national. Arbeit (Fabian, Sebastian)	—	7.59	16.23	0.16	11.07
21 Di	1934 Baumeister Ludwig Troost †	Agnes	7.58	16.25	1.31	11.40
22 Mi	1850 General Karl Litzmann *	Meinrad	7.57	16.27	2.46	12.16
23 Do	1930 Nationalsoz. Regierung in Thüringen	Radulf	7.56	16.29	3.55	13.01
24 Fr	1712 Friedrich der Große *	Wilhelma	7.54	16.30	5.00	13.53
25 Sa	1932 Herbert Norius †		7.53	16.32	5.55	14.51
	1077 Kaiser Heinrich IV. in Canossa		—	—	—	—
5. Woche 4. Sonntag n. Erscheinung						
26 So	—	Bathilde	7.52	16.34	6.42	15.55
27 Mo	1756 Wolfgang Amadeus Mozart *	Gerbert	7.50	16.36	7.21	17.03
28 Di	1923 1. Parteitag der NSDAP i. München Oberkloß wird v. d. Alliierten besetzt		7.49	16.38	7.54	18.11
29 Mi	1860 Ernst Morik Arndt †	Adelgunde Alvine	7.48	16.39	8.22	19.18
30 Do	1933 Adolf Hitler wird Reichkanzler		7.46	16.41	8.47	20.25
31 Fr	1933 SA-Sturmführer H. E. Maikowski †		7.45	16.43	9.10	21.29



Salzburger betreten preußischen Boden.

Der wahre Reichthum ist nur das,
was die Erde hervorbringt.

Der den Boden verbessert, wüßt
liegendes Land urbar macht und
Sumpfe austrocknet, der macht
Eroberungen von der Barbarei
und schafft Ansiedlern Unterhalt.

Friedrich der Große.



Februar / Hornung



Woche und Tag	Deutsche Gedenktage und Namen		Sonnen- Aufg. Untg.		Mond- Aufg. Untg.	
1 Sa	1933 Erster Vierjahresplan		Thiethmar	7.43 16.45	9.32 22.34	
6. Woche 5. Sonntag n. Erscheinung						
2 So	1829	Naturforscher Alfred Brehm *	Blasius Hildegard Abelheid Hildegund Richard	7.42 16.47	9.55 23.36	
3 Mo	1721	Sendlich *		7.40 16.49	10.20	—
4 Di	1936	Ermordung Wilhelm Gustloffs		7.38 16.51	10.47	0.38
5 Mi	1808	Karl Spitzweg *		7.37 16.53	11.17	1.40
6 Do	1813	Aufruf Vords an die ostpreuß. Stände		7.35 16.55	11.53	2.41
7 Fr	1915	Winterschlacht in Masuren	Richard	7.33 16.57	12.37	3.38
8 Sa	1871	Moritz v. Schwind †		7.32 16.59	13.28	4.31
7. Woche Septuagesima Eintopfsonttag						
9 So	1905	Adolf v. Menzel †	Walter Walderich Adolf	7.30 17.01	14.27	5.20
10 Mo	1920	Abstimmung in Nordschleswig		7.28 17.03	15.35	6.03
11 Di	1927	Saalschlacht in den Pharusjalen zu Berlin (Eröffnung des Kampfes um Berlin)		7.26 17.05	16.48	6.41
12 Mi	1804	Philosoph Immanuel Kant †	Ermelinde Siegfried	7.24 17.07	18.04	7.14
13 Do	1883	Richard Wagner †		7.22 17.08	19.24	7.45
14 Fr	1468	Johann Gutenberg †		7.20 17.10	20.42	8.13
15 Sa	1763	Friede von Hubertusburg		7.17 17.12	22.02	8.42
8. Woche Sexagesima						
16 So	1620	Friedr. Wilhelm d. Große Kurfürst *	Konradin	7.15 17.14	23.20	9.11
17 Mo	1940	Englischer Ueberfall auf die „Altmark“ in den norwegischen Hoheitsgewässern		7.13 17.16	—	9.43
18 Di	1546	Martin Luther †	Friedrich Gunthilde	7.11 17.17	0.36	10.19
19 Mi	1473	Astronom Nikolaus Kopernikus *		7.09 17.19	1.47	11.01
20 Do	1810	Andreas Hofer v. d. Franzos. erschossen		7.07 17.21	2.52	11.50
21 Fr	1916	Beginn der Schlacht bei Verdun		7.05 17.23	3.49	12.45
22 Sa	1788	Philosoph Arthur Schopenhauer *		7.03 17.25	4.38	13.45
	1875	Reichsarbeitsführer Hierl *				
	1920	1. Versamml. der NSDAP i. München				
9. Woche Quingagesima						
23 So	1930	Horst Wessel seinen Verletzung. erleg.		7.01 17.27	5.19	14.50
24 Mo	1920	Verkünd. des Parteiprogramms durch Adolf Hitler		6.59 17.29	5.55	15.57
25 Di	1916	Erstürmung von Fort Douaumont		6.57 17.31	6.24	17.04
26 Mi	1924	Beginn des Hitler-Prozesses	Walburga	6.55 17.33	6.50	18.11
27 Do	1925	Wiederbegründung der NSDAP		6.53 17.35	7.13	19.15
28 Fr	1833	Generalstabschef Gen. v. Schlieffen *		6.51 17.36	7.36	20.20



Der König tröstet die Unglücklichen.
Kinder, ich habe nicht eher kommen
können, sonst wäre das Unglück nicht
geschehen! Habt nur Geduld, ich will
euch alles wieder aufbauen.
Der Herrscher soll sich oft an die Lage
des armen Volkes erinnern, soll sich
an die Stelle eines Bauern oder eines
Arbeiters setzen!



März / Lenzing



Woche und Tag	Deutsche Gedenktage und Namen		Sonnen- Aufg. Untg.	Mond- Aufg. Untg.
1 Sa	1935 Rückkehr des Saarlandes		6.48 17.38	7.59 21.23
10. Woche 1. Fastensonntag				
2 So	1689 Die Franzosen verwüsten Heidelberg	Ludwig	6.46 17.40	8.23 22.25
3 Mo	1918 Friede von Breit-Litowsk	Runtgunde	6.44 17.42	8.49 23.27
4 Di			6.42 17.44	9.18 —
5 Mi	1935 Hans Schemm †	Friedrich	6.39 17.46	9.50 0.28
6 Do	1930 Großadmiral v. Tirpitz †	Fridolin	6.37 17.48	10.30 1.25
7 Fr	1936 Wiederherstellung d. dtsch. Wehrhoheit im Rheinland	Volker	6.35 17.50	11.17 2.19
8 Sa	1917 Graf Zeppelin †		6.32 17.52	12.11 3.09
11. Woche 2. Fastensonntag Eintopfsontag				
9 So	1888 Kaiser Wilhelm I. †		6.30 17.53	13.13 3.54
10 Mo	1813 Stiftung des Eisernen Kreuzes	Gustav	6.28 17.55	14.22 4.34
11 Di	1812 Hardenberg macht die Juden zu Staatsbürgern		6.25 17.56	15.37 5.09
12 Mi	1877 Wilhelm Fried *		6.23 17.58	16.56 5.41
13 Do	1938 Gesetz über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich	Dietholf	6.20 18.00	18.16 6.11
14 Fr	1803 Klopstock †		6.18 18.02	19.38 6.40
15 Sa	933 Sieg Heinrichs I. in der Ungarnschlacht	Lutse	6.16 18.03	20.59 7.10
12. Woche 3. Fastensonntag Helden gedenktag				
16 So	1935 Wiedereinführ. d. Allgem. Wehrpflicht 1939 Errichtung des Reichsprotectorates Böhmen und Mähren		6.13 18.05	22.19 7.42
17 Mo	1813 Aufruf „An mein Volk“		6.11 18.07	23.35 8.18
18 Di	1915 Untergang v. U 29 m. Otto Weddigen		6.09 18.09	— 8.59
19 Mi	1873 Max Reger *	Friedrich	6.06 18.11	0.44 9.46
20 Do	1921 Oberöhl. Volksabstimmung,	Wulfram	6.04 18.12	1.45 10.41
21 Fr	1933 Tag von Potsdam <i>Frühlingsanfang</i>		6.02 18.14	2.37 11.39
22 Sa	1939 Rückf. d. Memellandes i. d. Reich		6.00 18.16	3.20 12.43
13. Woche 4. Fastensonntag				
23 So	1868 Dietrich Eckart *	Frieda	5.58 18.18	3.57 13.49
24 Mo			5.55 18.19	4.27 14.54
25 Di	1907 Ernst v. Bergmann †		5.53 18.21	4.54 16.00
26 Mi	1827 Ludwig van Beethoven †	Ludger	5.50 18.23	5.18 17.05
27 Do	1845 Physiker W. C. v. Röntgen *	Frowin	5.48 18.25	5.40 18.09
28 Fr	1884 Gründung der deutschen Kolonial- gesellschaft von Karl Peters	Gundelinde	5.46 18.27	6.03 19.13
29 Sa	1934 Landjahrgesetz	Ludolf	5.43 18.29	6.26 20.16
14. Woche Passionssonntag				
30 So	1559 Adam Riese, Verfasser des 1. deutschen Rechenbuches †		5.41 18.30	6.52 21.17
31 Mo	1923 Die Franzosen erschießen in Essen 13 deutsche Arbeiter	Ludger	5.39 18.32	7.20 22.19



Einzug des Königs in Breslau.

Willst du aber die Meinung beherrschen, beherrsche durch die That sie, nicht durch Geheiß und Verbot. Der wackere Mann, der beständige, der den Seinen und sich zu nützen versteht und groß dem Zufall gebietet, der den Augenblick kennt, dem unverschleiert die Zukunft in der stillen Zelle des Denkens erscheint, der, wo alle wanken, noch steht—der beherrscht sein Volk, er gebietet den Menschen.

Goethes Nachruf für den König.



April / Ostermond



Woche und Tag	Deutsche Gedenktage und Namen		Sonnen- Aufg. Untg.		Mond- Aufg. Untg.	
1 Di	1815 Otto v. Bismarck *	Hugo	5.36	18.34	7.51	23.17
2 Mi	742 Karl der Große *		5.34	18.36	8.27	—
	1798 Hoffmann v. Fallersleben *					
3 Do	1897 Johannes Brahms †	Bernward Ingbert	5.32	18.37	9.10	0.12
4 Fr	1823 Wilhelm v. Siemens *		5.29	18.39	10.00	1.02
5 Sa	1723 Baumeister Fischer v. Erlach †		5.27	18.40	10.57	1.48
15. Woche Palmsonntag						
6 So	1528 Dürer †	Notker	5.24	18.42	12.01	2.28
7 Mo	1348 Gründung der 1. deutschen Universität in Prag		5.22	18.44	13.12	3.05
8 Di	1940 Minenlegung der Westmächte in den norwegischen Hoheitsgewässern	Walter	5.19	18.46	14.26	3.37
9 Mi	1940 Befreiung Dänemarks und Norwegens	Waltraud	5.17	18.46	15.45	4.08
10 Do	1933 Hermann Göring Pr. Ministerpräsident		5.15	18.49	17.05	4.36
11 Fr	1814 Napoleon I. n. d. Insel Elba verbannt	Reiner	5.13	18.51	18.28	5.06
12 Sa	1809 Andreas Hofer erstürmt den Berg Isel	Julius	5.10	18.53	19.51	5.37
16. Woche Ostersonntag						
13 So	1784 Wrangel *	Hermenegild Udwina	5.08	18.54	21.12	6.11
14 Mo	Ostermontag 919 Heinrich I. deutscher König 1759 Händel †		5.06	18.55	22.27	6.51
15 Di	1832 Wilhelm Busch *	Waldmann	5.04	18.57	23.34	7.38
16 Mi	1916 Angriff deutscher Marine-Luftschiffe auf die englische Ostküste		5.01	18.59	—	8.31
17 Do	1521 Luther auf dem Reichstag zu Worms	Rudolf	4.59	19.01	0.32	9.30
18 Fr	1864 Erstürmung der Düppeler Schanzen	Werner	4.57	19.03	1.19	10.34
19 Sa	1916 Generalfeldmarschall v. d. Goltz †	Gerold	4.55	19.04	1.58	11.41
17. Woche Weißer Sonntag						
20 So	1889 Geburtstag Adolf Hitlers	Hildegard	4.53	19.06	2.31	12.47
21 Mo	1918 Kampfflieger Fhr. W. v. Richthofen †	Konrad	4.51	19.08	2.59	13.52
22 Di	1866 Seede *	Wolfgang	4.48	19.10	3.24	14.57
23 Mi		Georg	4.46	19.12	3.46	16.01
24 Do	1891 Generalfeldmarschall Graf Helmuth v. Moltke †	Robert	4.44	19.13	4.09	17.05
25 Fr	1918 Schlacht am Kemmelberg		4.42	19.15	4.31	18.07
26 Sa	1894 Rudolf Heß *	Volkrad	4.39	19.17	4.55	19.09
18. Woche 2. Sonntag n. Ostern						
27 So	1933 Rudolf Heß, Stellv. des Führers	Adalgar Wolfgang	4.37	19.19	5.22	20.11
28 Mo	1809 Erhebung Schills		4.36	19.21	5.52	21.11
29 Di	1933 Reichsluftschutzbund gegründet		4.34	19.22	6.26	22.07
30 Mi	1803 Generalfeldmarschall Roon *		4.32	19.24	7.07	22.59
	1777 Mathematiker Karl Friedrich Gauß *					



Friedrich d. Gr. in der Schlacht.

Es ist nicht nötig, daß ich lebe,
aber daß ich handle, daß ich
meine Pflicht tue und für das
Vaterland kämpfe, um es zu
retten, wenn es noch zu retten ist.

An der Stelle, wo ich stehe,
muß man handeln, als sollte
man niemals sterben.



Mai / Wonnemond



Woche und Tag	Deutsche Gedenktage und Namen		Sonnen- Aufg. Untg.	Mond- Aufg. Untg.
1 Do	Nationaler Feiertag d. deutschen Volkes <i>Walpurgis</i>	Arnold	4.30 19.26	7.54 23.46
2 Fr	1921 Polnische Insurgenten beginnen den 3. oberschlesischen Putsch		4.28 19.28	8.49 —
3 Sa	1848 Otto Lilienthal *		4.26 19.29	9.48 0.27
19. Woche 3. Sonntag n. Ostern				
4 So	1911 Ad. Woermann †	Willerich	4.24 19.31	10.55 1.05
5 Mo	1869 Komponist Hans Pfitzner *	Jutta	4.22 19.32	12.05 1.37
6 Di	1904 Maler Franz v. Lenbach †	Walrada	4.20 19.34	13.19 2.07
7 Mi	1833 Johannes Brahms *	Gisela	4.18 19.36	14.37 2.35
8 Do		Wulfsilde	4.16 19.37	15.57 3.03
9 Fr	1805 Schiller †		4.15 19.39	17.19 3.33
10 Sa	1940 Deutscher Angriff über die Westgrenze		4.13 19.40	18.41 4.04
20. Woche 4. Sonntag n. Ostern				
11 So	1686 Otto v. Guericke † <i>(Marcellus)</i>	Walbert	4.11 19.42	20.01 4.41
12 Mo	1803 Liebig * <i>(Pankratius)</i>		4.10 19.44	20.14 5.24
13 Di	1785 Historiker Dahlmann * <i>(Servatius)</i>	Robert	4.08 19.45	22.20 6.16
14 Mi	1940 Kapitulation der holländischen Armee		4.06 19.47	23.13 7.14
15 Do	1816 Maler A. Rethel *	Rupert	4.05 19.48	23.57 8.18
	1832 Komponist R. F. Selter †			
16 Fr	1788 Friedrich Rückert *		4.03 19.50	— 9.26
17 So	1933 Adolf Hitlers erste Reichstagsrede	Jobst	4.02 19.52	0.34 10.35
21. Woche 5. Sonntag n. Ostern — Muttertag				
18 So	1940 Wiedervereinigung von Eupen, Mal- medy und Moersnet mit dem Reich	Dietmar	4.00 19.53	1.03 11.42
19 Mo	1762 Johann Gottlieb Fichte		3.59 19.55	1.29 12.48
20 Di	1764 Schadow *	Elfriede	3.58 19.56	1.52 13.53
21 Mi	1921 Der dtsh. Sturm braust üb. d. Annaberg		3.56 19.58	2.15 14.56
22 Do	Himmelfahrt Christi 1939 Militärpakt Deutschland—Italien	Renata	3.55 19.59	2.37 16.00
23 Fr	1618 Prager Fenstersturz		3.54 20.01	3.00 17.02
24 Sa	1848 Annette von Droste-Hülshoff †	Hildebert	3.52 20.02	3.26 18.04
22. Woche 6. Sonntag n. Ostern				
25 So	1932 Admiral v. Hipper † <i>Urban</i>	Elthard	3.51 20.04	3.55 19.05
26 Mo	1923 Albert Leo Schlageter v. d. Franzosen auf der Golzheimer Heide erschossen		3.50 20.05	4.27 20.03
27 Di	1910 Mediziner Robert Koch †	Hermengard	3.49 20.06	5.05 20.56
28 Mi	1940 Kapitulation der belgischen Armee		3.48 20.07	5.51 21.45
29 Do		Kriemhild	3.46 20.03	6.42 22.29
30 Fr	1919 Diktat von St. Germain	Ferdinand	3.45 20.10	7.40 23.07
	1714 Bildhauer Andreas Schlüter †			
31 Sa	1916 Stagerratschlacht	Helmtrud	3.44 20.11	8.45 23.41



Gammeln.

Der König spricht:
Richtschnur meiner Handlungsweise
ist immer nur mein eigenes Gewissen
gewesen. † Ich diene dem Staate
mit dem Gesamtvermögen, das die
Natur mir verliehen hat.

So schwach auch meine Gaben sein
mögen, so bin ich doch verpflichtet,
sie ihrer ganzen Ausdehnung nach
zum Wohle des Staates
zu verwenden.



Juni / Brachet



Woche und Tag	Deutsche Gedenktage und Namen		Sonnen- Aufg. Untg.	Mond- Aufg. Untg.
23. Woche Pfingstsonntag				
1 So	1780 General K. v. Clausewitz *		3.43 20.12	9.52 —
2 Mo	Pfingstmontag	Erasmus	3.42 20.13	11.03 0.11
3 Di	1916 Fort Vaux (Verdun) erstickt			
4 Mi	1871 Elsaß-Lothringen Reichsland	Klothilde	3.42 20.15	12.18 0.39
	1940 Ende der Vernichtungsschlacht in Flandern und im Artois	Hildebrand	3.41 20.16	13.34 1.05
5 Do	1826 Komponist Carl Maria v. Weber †	Meinwerk	3.40 20.17	14.53 1.33
6 Fr		Norbert	3.39 20.18	16.12 2.02
7 Sa	1826 Fraunhofer †	Adelher.	3.39 20.19	17.33 2.34
24. Woche Dreifaltigkeitsfest				
8 So	1810 Schumann *	Medard	3.38 20.19	18.49 3.13
9 Mo	1190 Kaiser Friedrich Barbarossa gest.	Dietger	3.38 20.20	19.59 3.59
10 Di	1940 Siegreicher Abschluß des Kampfes um Narvik		3.37 20.21	21.00 4.55
11 Mi	1923 Blutbad in Dortmund	Luitfried	3.37 20.22	21.50 5.56
12 Do	1815 Gründung der deutschen Burschenschaft	Odulf	3.37 20.22	22.31 7.05
13 Fr	1878 Beginn des Berliner Kongresses		3.37 20.23	23.04 8.16
14 Sa	1940 Einmarsch deutscher Truppen in Paris	Hartwich	3.36 20.23	23.33 9.25
25. Woche 2. Sonntag n. Pfingsten				
15 So	1940 Festung Verdun gefallen		3.36 20.24	23.58 10.34
16 Mo		Luitgarb	3.36 20.24	— 11.40
17 Di	1922 Teilung der Heimat Ostoberschlesien fällt an Polen	Adolf	3.36 20.25	0.20 12.45
18 Mi	1815 Schlacht bei Waterloo		3.36 20.25	0.43 13.49
19 Do	1933 Verbot der NSDAP in Österreich	Hildegrim	3.36 20.26	1.05 14.52
20 Fr	1895 Eröffnung des Nordostsee-Kanals		3.36 20.26	1.30 15.54
21 Sa	1919 Admiral v. Reuter versenkt d. deutsche Flotte in der Bucht von Scapa Flow	Engelmar	3.36 20.26	1.58 16.56
26. Woche 3. Sonntag n. Pfingsten				
22 So	1940 Deutsch-franz. Waffenstillstandsvertrag	Eberhard	3.37 20.26	2.25 17.55
23 Mo	1804 Vorjag *	Edeltraud	3.37 20.27	3.04 18.51
24 Di	1916 Beginn der Sommeschlacht	Johannis	3.37 20.27	3.47 19.43
25 Mi	1940 Waffenruhe mit Frankreich	Wilhelm	3.37 20.27	4.37 20.29
26 Do	1935 Einführung der Arbeitsdienstpflicht	Anthelm	3.38 20.27	5.33 21.10
27 Fr	1789 Komponist Friedr. Silcher * <i>Siebenschläfer</i>		9.38 20.27	6.36 21.46
28 Sa	1914 Mord von Sarajewo	Heimrad	3.39 20.27	7.44 22.16
	1919 Unterzeichn. des Diktats v. Versailles			
27. Woche 4. Sonntag n. Pfingsten				
29 So	1831 Fhr. von und zum Stein †		3.39 20.27	8.54 22.45
30 Mo			3.40 20.27	10.07 23.11



Winterfeldt auf der Totenbahre
Von der Menge meiner Feinde
hoffe ich Rettungsmittel zu finden,
aber einen Winterfeldt finde ich
nicht!

Er war ein Mensch,
ein Seelenmensch, er war mein
Freund:—Die Stärke der Staaten
beruht auf den großen Männern,
die ihnen zur rechten
Stunde geboren werden.



Juli - Heuert



Woche und Tag	Deutsche Gedenktage und Namen		Sonnen- Aufg. Untg.		Mond- Aufg. Untg.	
1 Di	1646 Philosoph G. W. v. Leibniz *		3.41	20.27	11.21	23.37
2 Mi	1714 Chr. W. v. Gluck *		3.11	20.26	12.37	—
3 Do	1926 Gründung der NS auf dem Parteitag zu Weimar	Diethald	3.42	20.26	13.54	0.05
4 Fr	1888 Theodor Storm †	Ulrich	3.43	20.25	15.11	0.35
5 Sa	1884 Logo deutsch	Wilhelm	3.44	20.25	16.27	1.09
28. Woche 5. Sonntag n. Pfingsten						
6 So	1887 Walter Flex *		3.44	20.24	17.39	1.50
7 Mo	1531 Tilman Riemenschneider †	Willibald	3.45	20.23	18.44	2.40
8 Di	1838 Graf Zeppelin *		3.46	20.23	19.39	3.37
9 Mi	1922 Westobereschlesien wieder mit dem Mutterland vereinigt		3.47	20.22	20.25	4.42
10 Do	1916 Handels-U-Boot „Deutschland“ landet in Baltimore	Amalberga	3.48	20.21	21.03	5.52
11 Fr	1920 Tisch. Abstimmungsfest i. Ost- u. Westpr.	Sigisbert	3.49	20.20	21.34	7.04
12 Sa	1874 Fritz Reuter †		3.50	20.19	22.01	8.14
29. Woche 6. Sonntag n. Pfingsten						
13 So	1816 Dichter Gustav Freytag *		3.52	20.19	22.25	9.24
14 Mo	1933 Erbgesundheitsgesetz	Markhelm	3.53	20.18	22.48	10.30
15 Di	1918 Deutsche Angriffschlacht a. d. Marne	Heinrich	3.54	20.17	23.11	11.35
16 Mi	1890 Gottfried Keller †	Reinhilde	3.55	20.16	23.34	12.39
17 Do	1922 H. Fischer u. E. Kern a. Burg Saalek †		3.56	20.15	—	13.41
18 Fr	1916 Immelmann gefallen	Arnold	3.57	20.13	0.00	14.44
	1753 Baumeister Balthasar Neumann †					
19 Sa	1810 Königin Luise †	Bernhold	3.59	20.12	0.30	15.45
	1819 Gottfried Keller *					
30. Woche 7. Sonntag n. Pfingsten						
20 So	1934 Der Führer erhebt die H zur selbst. Gliederung im Rahmen der NSDAP	Margaretha	4.00	20.11	1.03	16.42
21 Mo	1762 Schlacht bei Bursfelde		4.01	20.10	1.43	17.35
22 Di	1822 Johann Gregor Mendel * Maria Magdalena	Ludfrieda	4.03	20.08	2.50	18.24
23 Mi	1777 Ph. D. Runge *		4.05	20.07	3.24	19.08
24 Do	1920 Scheinabstimmung in Eupen-Malmédy	Bernhard	4.07	20.05	4.24	19.46
25 Fr	1848 Dichter O. Kernhold *		4.08	20.04	5.32	20.20
26 Sa	1932 Schulschiff „Niobe“ gesunken	Anna	4.10	20.02	6.42	20.49
31. Woche 8. Sonntag n. Pfingsten						
27 So	1808 Freisetzung d. Domänenbauern i. Ost- u. Westpreußen	Berthold	4.11	20.01	7.50	21.17
28 Mo	1750 Komponist Joh. Seb. Bach †	Arnulf	4.12	19.59	9.10	21.43
29 Di	1921 Adolf Hitler Führer der NSDAP		4.14	19.58	10.26	22.11
30 Mi	1898 Otto v. Bismarck †	Wiltraud	4.15	19.56	11.42	22.39
31 Do	1886 Franz Liszt †	Helena	4.17	19.54	12.58	23.12



Pfelfereiter.

Gedenke ein jeder, was er für die
Ehre des deutschen Namens zu tun
habe, um ſich gegen ſein eigenes
Blut und gegen ſein Vaterland
nicht zu verſündigen.

Gedenke, daß du ein Deutſcher biſt
Friedrich der Große.



August / Ernting



Woche und Tag	Deutsche Gedenktage und Namen		Sonnen- Aufg. Untg.		Mond- Aufg. Untg.	
1 Fr	1914 Beginn des Weltkrieges	Leutbert	4.18	19.53	14.14	23.48
2 Sa	1934 Paul v. Hindenburg †	Gundekar	4.20	19.51	15.25	—
32. Woche 9. Sonntag n. Pfingsten						
3 So	1921 Gründung der SA	Gaufried	4.22	19.50	16.30	0.33
4 Mo	1929 4. Reichsparteitag in Nürnberg	Dswald	4.23	19.48	17.29	1.26
5 Di	1914 Erneuerung des Eisernen Kreuzes		4.25	19.46	18.18	2.26
6 Mi	1195 Heinrich der Löwe †		4.26	19.44	18.58	3.33
7 Do	1914 Einnahme von Lüttich	Hildiger	4.28	19.43	19.32	4.43
8 Fr	1929 Erster Zeppelinweltflug		4.29	19.41	20.02	5.54
9 Sa	1890 Helgoland wird deutsch		4.31	19.39	20.27	7.04
33. Woche 10. Sonntag n. Pfingsten						
10 So	955 Sieg über die Ungarn a. d. Lechfeld <i>Laurentius</i>	Cebald	4.33	19.37	20.51	8.13
11 Mo	1778 Friedrich Ludwig Zahn *	Klara Radegunde Wigbert	4.34	19.35	21.14	9.19
12 Di	1894 Albert Leo Schlageter *		4.36	19.33	21.37	10.24
13 Mi	1802 Dichter Nikolaus Lenau *		4.38	19.31	22.03	11.28
14 Do	1921 G. v. Schönerer, völkischer Vorkämpfer in Österreich, †		4.39	19.29	22.31	12.30
15 Fr	1740 Matthias Claudius *	Ulfried	4.41	19.27	23.02	13.31
16 Sa	1717 Sieg Prinz Eugens über die Türken bei Belgrad	Rochus	4.42	19.25	23.38	14.30
34. Woche 11. Sonntag n. Pfingsten						
17 So	1786 Friedrich der Große †	Helena Cebald Bernhard	4.44	19.23	—	15.25
18 Mo	1866 Gründung des Norddeutschen Bundes		4.46	19.21	0.22	16.16
19 Di			4.48	19.19	1.13	17.01
20 Mi	1528 Trudenberg †	Sitta	4.50	19.17	2.10	17.41
21 Do	1927 3. Reichsparteitag in Nürnberg		4.51	19.14	3.15	18.19
22 Fr	1880 Gorch Fock *		4.53	19.12	4.25	18.50
23 Sa	1939 Deutsch-russischer Konsultativ- und Nichtangriffspakt		4.55	19.09	5.38	19.20
35. Woche 12. Sonntag n. Pfingsten						
24 So	1936 Einführung der 2jährigen Dienstpflicht	Reinhold	4.56	19.07	6.55	19.47
25 Mo	1900 Friedrich Nietzsche †	Ludwig	4.58	19.05	8.12	20.15
26 Di	1806 Buchhändler J. Palm von den Fran- zosen in Braunau am Inn erschossen	Egbert	5.00	19.03	9.30	20.43
27 Mi	1914 Beginn der Schlacht bei Tannenberg	Gebhard	5.01	19.00	10.47	21.15
28 Do	1749 Goethe *	Adelinde	5.03	18.58	12.03	21.50
29 Fr	1866 Herm. Vöns *		5.05	18.56	13.16	22.32
30 Sa	526 Theoderich der Große †		5.06	18.54	14.23	23.22
36. Woche 13. Sonntag n. Pfingsten						
31 So	1821 Helmholtz *	Ratmund	5.08	18.52	15.25	—



Fahnenjubil bei Hohenfriedeberg.
Die Tapferkeit und die gute Führung
sind es, die im Kriege entscheiden
und nicht die hohlen und unsinnigen
Hirngespinnste der Diplomaten.
Schlachten entscheiden über
die Gültigkeit der Rechtsgründe. *



September / Scheiding



Woche und Tag	Deutsche Gedenktage und Namen		Sonnen- Aufg. Untg.		Mond- Aufg. Untg.	
1 Mo	1870 Sieg bei Sedan	Degenhard	5.09	18.49	16.14	0.18
2 Di	1933 Parteitag des Sieges		5.11	18.47	16.56	1.21
3 Mi	1814 Allgemeine Wehrpflicht		5.13	18.45	17.32	2.28
4 Do	1824 Anton Brudner *		5.14	18.43	18.02	3.38
5 Fr	1774 Maler C. D. Friedrich *	Gundolf	5.16	18.41	18.29	4.47
6 Sa	1914 Beginn der Marneeschlacht		5.18	18.38	18.53	5.56
37. Woche 14. Sonntag n. Pfingsten						
7 So	1914 Fall der Festung Maubeuge 1831 Wilhelm Raabe *	Dietrich	5.20	18.36	19.17	7.03
8 Mo	1933 Th. Fritsch, vöfl. Vorkämpfer, †		5.21	18.34	19.41	8.10
9 Di	1855 H. St. Chamberlain *	Diethard	5.23	18.32	20.05	9.14
10 Mi	1919 Diktat von St. Germain		5.25	18.29	20.32	10.16
11 Do	1816 Karl Zeiß *		5.27	18.27	21.02	11.19
12 Fr	1819 Blücher †	Gersfried	5.28	18.24	21.35	12.18
13 Sa	1936 Parteitag der Ehre		5.30	18.22	22.15	13.14
38. Woche 15. Sonntag n. Pfingsten						
14 So	1769 Alexander v. Humboldt *	Irmgard Ludhard	5.32	18.19	23.02	14.06
15 Mo	1935 Hakenkreuzfahne Reichsflagge — Nürnberger Gesetze		5.33	18.17	23.56	14.54
16 Di	1809 Erschießung der Schillschen Offiziere zu Wesel	Ludmila	5.35	18.14	—	15.36
17 Mi	1631 Sieg Gustav Adolfs bei Breitenfeld	Hildegard	5.37	18.12	0.56	16.14
18 Do	1783 Mathematiker Leonhard Euler †		5.38	18.09	2.04	16.47
19 Fr	1925 Afrikaforscher Georg Schweinfurth †		5.40	18.07	3.15	17.18
20 Sa	1863 Jakob Grimm †		5.42	18.05	4.31	17.46
	1898 Theodor Fontane †					
39. Woche 16. Sonntag n. Pfingsten						
21 So	1860 Philosoph Arthur Schopenhauer †	Emmeran	5.43	18.02	5.49	18.15
22 Mo	1826 Johann Peter Hebel †		5.45	18.00	7.09	18.44
23 Di	1885 Karl Spikweg † <i>Herbstanfang</i>		5.46	17.58	8.29	19.15
24 Mi	1583 Wallenstein *	Runold Gunthilde Meinhard Hiltrud	5.48	17.56	9.48	19.50
25 Do	1915 Herbstschlacht bei Arras		5.50	17.53	11.05	20.30
26 Fr	1555 Augsburger Religionsfriede		5.51	17.51	12.15	21.18
27 Sa	1939 Warschau ergibt sich bedingungslos		5.53	17.48	13.18	22.14
40. Woche 17. Sonntag n. Pfingsten						
28 So	1858 Vorgesichtsforscher Gust. Kossinna *	Michael	5.55	17.46	14.12	23.14
29 Mo	1933 Reichserbhofgesetz		5.56	17.44	14.56	—
30 Di	1681 Raub Straßburgs durch Ludwig XIV.		5.58	17.41	15.35	0.19
	1863 Admiral Scheer *					



Wiederaufbau

Des Menschen Bestimmung ist :
während der kurzen Zeit seines
Lebens für das Wohl der Gemein-
schaft zu arbeiten.

Ein Staat kann nicht bestehen,
wenn nicht alle Bürger in Einnü-
tigkeit für die Erhaltung ihres
gemeinschaftlichen Vaterlandes
arbeiten. J.R.



Oktober / Gilbhart

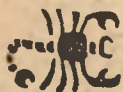


Woche und Tag	Deutsche Gedenktage und Namen		Sonnen- Aufg. Untg.	Mond- Aufg. Untg.
1 Mi	1938 Befreiung der judetendeutschen Gebiete	Ludwin	6.00 17.39	16.05 1.28
2 Do	1847 Paul v. Hindenburg *	Hildebold	6.01 17.36	16.33 2.36
3 Fr	1813 Sieg Vords bei Wartenburg	Ewalde	6.03 17.34	16.57 3.44
4 Sa	1515 Lucas Cranach d. J. *		6.05 17.32	17.21 4.51
41. Woche 18. Sonntag n. Pfingsten — Erntedanktag				
5 So	1609 Dichter Paul Fleming *	Meinolf	6.07 17.30	17.44 5.57
6 Mo	1891 Hans Schemm *	Bruno	6.09 17.27	18.08 7.02
	1905 Geograph v. Richthofen †			
7 Di	1917 Deutscher Sieg von Kronstadt	Gervald	6.11 17.25	18.34 8.05
8 Mi	1585 Heinrich Schütz *		6.13 17.23	19.02 9.08
9 Do	1907 Horst Wessel in Bielefeld *	Günther	6.14 17.21	19.34 10.09
10 Fr	1920 Abstimmungssieg in Kärnten		6.16 17.18	20.11 11.06
11 Sa	1825 Conrad Ferdinand Meyer *		6.18 17.16	20.55 11.59
42. Woche 19. Sonntag n. Pfingsten — Eintopfsontag				
12 So	1939 Zurückweisung des deutschen Fried- densangebots durch Chamberlain	Maximilian	6.19 17.13	21.45 12.47
13 Mo	1882 Graf Gobineau †		6.21 17.11	22.41 13.31
14 Di	1922 Adolf Hitlers Zug nach Coburg	Hiltgund	6.23 17.09	23.44 14.09
	1933 Deutschland verläßt den Völkerbund			
15 Mi	1852 Zahn †		6.25 17.07	— 14.44
16 Do	16 — 18 1813 Völkerschlacht bei Leipzig	Hedwig	6.27 17.04	0.52 15.15
17 Fr	1815 Emanuel Geibel *		6.28 17.02	2.04 15.44
18 Sa	1777 Heinrich v. Kleist *		6.30 17.00	3.20 16.12
43. Woche 20. Sonntag n. Pfingsten				
19 So	1863 Dichter Gustav Krensen *	Frideswinda	6.32 16.58	4.39 16.41
20 Mo	1921 Zerstückelung Oberschlesiens		6.33 16.56	6.01 17.11
21 Di	1923 Beginn der Separatistenputsche im Rheinland	Ursula	6.35 16.53	7.23 17.44
22 Mi	1811 Franz Vitz *	Jemtrube	6.37 16.51	8.44 18.23
23 Do	1805 Adalbert Stifter *	Odo	6.39 16.49	10.00 19.10
24 Fr	1648 Westfälischer Frieden		6.40 16.47	11.08 20.04
25 Sa	1861 Savigny †		6.42 16.45	12.08 21.04
44. Woche Christus König				
26 So	1757 Freiherr vom und zum Stein *	Sigebald	6.44 16.43	12.56 22.10
	1800 Generalfeldmarschall Graf Helmuth v. Moltke *			
27 Mo	1760 Gneisenau *	Adelward	6.46 16.41	13.36 23.19
28 Di	1916 Kampflieger Boelcke gefallen		6.48 16.39	14.09 —
29 Mi	1897 Goebbels *	Hermelinde	6.50 16.37	15.18 0.27
30 Do	1864 Schleswig-Holstein wieder deutsch		6.52 16.35	15.03 1.35
31 Fr	1517 Luther schlägt die 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg	Wolfgang	6.54 16.34	15.26 2.42



Der König im Kampfgewühl

Zwei Triebfedern bestimmen mein Handeln, die eine ist das Ehrgefühl, die andere das Wohl des Staates, den der Himmel mir zum Regieren gegeben hat. Sie schreiben mir zwei Gebote vor: einmal, nie etwas zu tun, worüber ich zu erröten hätte, wenn ich meinem Volke Rede stehen müßte und dann: für mein Vaterland den letzten Tropfen meines Blutes hinzugeben.



November / Nebelung



Woche und Tag	Deutsche Gedenktag und Namen		Sonnen- Aufg. Untg.		Mond- Aufg. Untg.	
: Sa	1914 Sieg bei Coronel unter Graf Spee	Dietburga	6.55	16.32	15.49	3.48
45. Woche 22. Sonntag n. Pfingsten						
2 So	1827 Paul de Lagarde *	Hubert	6.57	16.30	16.12	4.53
3 Mo			6.59	16.28	16.36	5.56
4 Di	1921 Feuertaufer der SA in München	Leonhard Engelbert	7.01	16.26	17.04	6.59
5 Mi	1757 Sieg bei Koffbach		7.03	16.25	17.34	8.01
6 Do	1672 Komponist Heinrich Schütz †		7.05	16.23	18.09	9.00
7 Fr	1810 Fritz Reuter *		7.07	16.21	18.50	9.54
8 Sa	1938 Mordanschlag auf Ernst vom Rath 1307 Schwur auf dem Rütli		7.08	16.19	19.38	10.44
46. Woche 23. Sonntag n. Pfingsten — Eintopfsontag						
9 So	Gedenktag f. d. Gefallenen der Bewegung 1923 Marsch zur Feldherrnhalle	Answald	7.10	16.17	20.32	11.29
10 Mo	1483 Martin Luther * 1759 Schiller *		7.12	16.16	21.30	12.09
11 Di	1852 Conrad v. Höhendorf *	Martin Kunibert Sieghard Ulrich	7.14	16.14	22.35	12.45
12 Mi	1755 Scharnhorst *		7.16	16.12	23.43	13.15
13 Do	1862 Uhland †		7.17	16.11	—	13.44
14 Fr	1918 Beendigung des Kampfes in Ostafrika (Tetow-Vorbed)		7.19	16.09	0.55	14.11
15 Sa	1630 Kepler †		7.21	16.08	2.10	14.38
47. Woche 24. Sonntag n. Pfingsten						
16 So	1831 Claujewitz † 1897 Riehl †	Gertrud	7.23	16.06	3.29	15.06
17 Mo	1624 Mystiker Jacob Böhme †		7.24	16.05	4.50	15.37
18 Di	1922 NSDAP wird in Preußen verboten	Odo	7.26	16.04	6.12	16.13
19 Mi	Buß- und Bettag 1828 Franz Schubert †	Elisabeth	7.28	16.03	7.33	16.56
20 Do	1917 Tankischlacht bei Cambrai	Bernward	7.30	16.01	8.48	17.48
21 Fr	1768 Friedrich Schleiermacher *		7.31	16.00	9.54	18.47
22 Sa	1767 Andreas Hofer *		7.33	15.59	10.50	19.54
48. Woche 25. Sonntag n. Pfingsten						
23 So	1914 Durchbruch bei Brzegün	Abele	7.35	15.58	11.35	21.04
24 Mo	1844 Karl Benz *		7.36	15.57	12.13	22.15
25 Di	1814 Arzt Robert v. Mayer *	Katharina	7.38	15.56	12.43	23.24
26 Mi	1857 Joseph v. Eichendorff †	Konrad	7.40	15.55	13.09	—
27 Do	1933 Gründg. d. NSG „Kraft durch Freude“	Alwine	7.41	15.54	13.32	0.33
28 Fr	1794 Steuben †		7.43	15.53	13.55	1.39
29 Sa	1780 Maria Theresia †		7.45	15.52	14.18	2.44
49. Woche 1. Adventsontag						
30 So	1846 Nationalökonom Friedrich List †	Andreas	7.46	15.52	14.41	3.38



Der König und die Jungen.

Ich betrachte gern diese Jugend, die unter unseren Augen heranwächst.

Es ist die künftige Generation, die der Aufsicht der jetzigen anvertraut ist, ein neues Menschengeschlecht, das heranreift, um das gegenwärtige zu ersetzen, es ist die sich erneuernde Hoffnung und Kraft unseres Staates, die, gut geleitet, seinen Glanz und seinen Ruhm fortbauern soll.



Dezember / Julmond



Woche und Tag	Deutsche Gedenktage und Namen		Sonnen- Aufg. Untg.		Mond- Aufg. Untg.		
1 Mo	1937	HT wurde Staatsjugend	Ansfried	7.48	15.51	15.07	4.51
2 Di	1497	Maler Hans Holbein *		7.49	15.50	15.37	5.53
3 Mi	1857	Bildhauer Christian Rauch †		7.50	15.49	16.10	6.54
4 Do	1409	Gründung der Universität Leipzig		7.52	15.49	16.48	7.50
5 Fr	1757	Schlacht bei Leuthen		7.53	15.48	17.34	8.42
6 Sa	1791	Wolfgang Amadeus Mozart †	Nikolaus	7.55	15.48	18.25	9.30
	1849	Generalfeldmarschall v. Madsen *					
	1892	Werner v Siemens †					
50. Woche 2. Adventssonntag							
7 So	1835	1. dtsh. Eisenb. Nürnberg.-Fürth eröffn.	Wolfgang	7.56	15.47	19.23	10.11
8 Mo	1914	Seeschlacht bei den Falklandinseln	Runhilde	7.57	15.47	20.24	10.49
		Graf Spee gefallen		7.58	15.47	21.30	11.20
9 Di	1717	J. J. Winckelmann *					
10 Mi	1520	Luther verbrennt die Bannbulle		7.59	15.46	22.39	11.48
11 Do	1783	Max v. Schenkendorf *	Wilburga	8.01	15.46	23.51	12.15
12 Fr	1916	Friedensangebot der Mittelmächte		8.02	15.46	—	12.40
13 Sa	1250	Kaiser Friedrich II. †	Luzia	8.03	15.46	1.05	13.07
51. Woche 3. Adventssonntag — Eintopfsontag							
14 So	1720	Justus Möser *	Verthold	8.03	15.46	2.22	13.34
15 Mo	1745	Schlacht von Kesselsdorf		8.04	15.46	3.41	14.07
16 Di	1770	Ludwig van Beethoven *	Abelheid	8.05	15.46	5.01	14.43
17 Mi	1920	„Völk. Beobachter“ amtl. Parteizeitg.		8.06	15.46	6.19	15.30
18 Do	1939	Englische Niederlage bei einem Ein- flugversuch in die Deutsche Bucht	Wunibald	8.07	15.46	7.31	16.25
19 Fr	1508	Bildhauer Adam Krafft †		8.08	15.47	8.35	17.29
20 Sa	1924	Der Führer a. d. Festungshaft entlass.	Gottlieb	8.08	15.47	9.27	18.40
52. Woche 4. Adventssonntag — Heiligabend							
21 So				8.09	15.48	10.09	19.54
22 Mo		<i>Wintersanfang</i>	Bertheide Hartmann	8.09	15.48	10.44	21.06
23 Di	1597	Dichter Martin Opitz *		8.10	15.49	11.13	22.18
24 Mi	1917	Fliegerangriff auf Mannheim		8.10	15.49	11.38	23.27
25 Do		1. Weihnachtstag (Christi Geburt)		8.11	15.50	12.01	—
		1837 Cosima Wagner *					
26 Fr		2. Weihnachtstag (Stephanus)		8.11	15.50	12.24	0.32
		1923 Dietrich Eckart †					
27 Sa		(Johannes)		8.11	15.51	12.47	1.38
53. Woche Sonntag n. Weihnachten							
28 So				8.11	15.52	13.12	2.41
29 Mo	1836	Afrikaforscher Georg Schweinfurth *	Thomas	8.11	15.53	13.40	3.43
30 Di	1812	Konvention von Tauroggen	Lothar	8.11	15.54	14.11	4.45
31 Mi	1747	Dichter Gottfried Bürger *	Silvester	8.11	15.55	14.47	5.43



Begegnung Friedrich des Großen
mit Joseph dem II. in Meisse.

Der König spricht: Täglich werde ich
geiziger mit jeder Minute. Von
jedem Augenblick lege ich mir selbst
Rechenschaft ab und verliere nur
äußerst ungern einen einzigen.

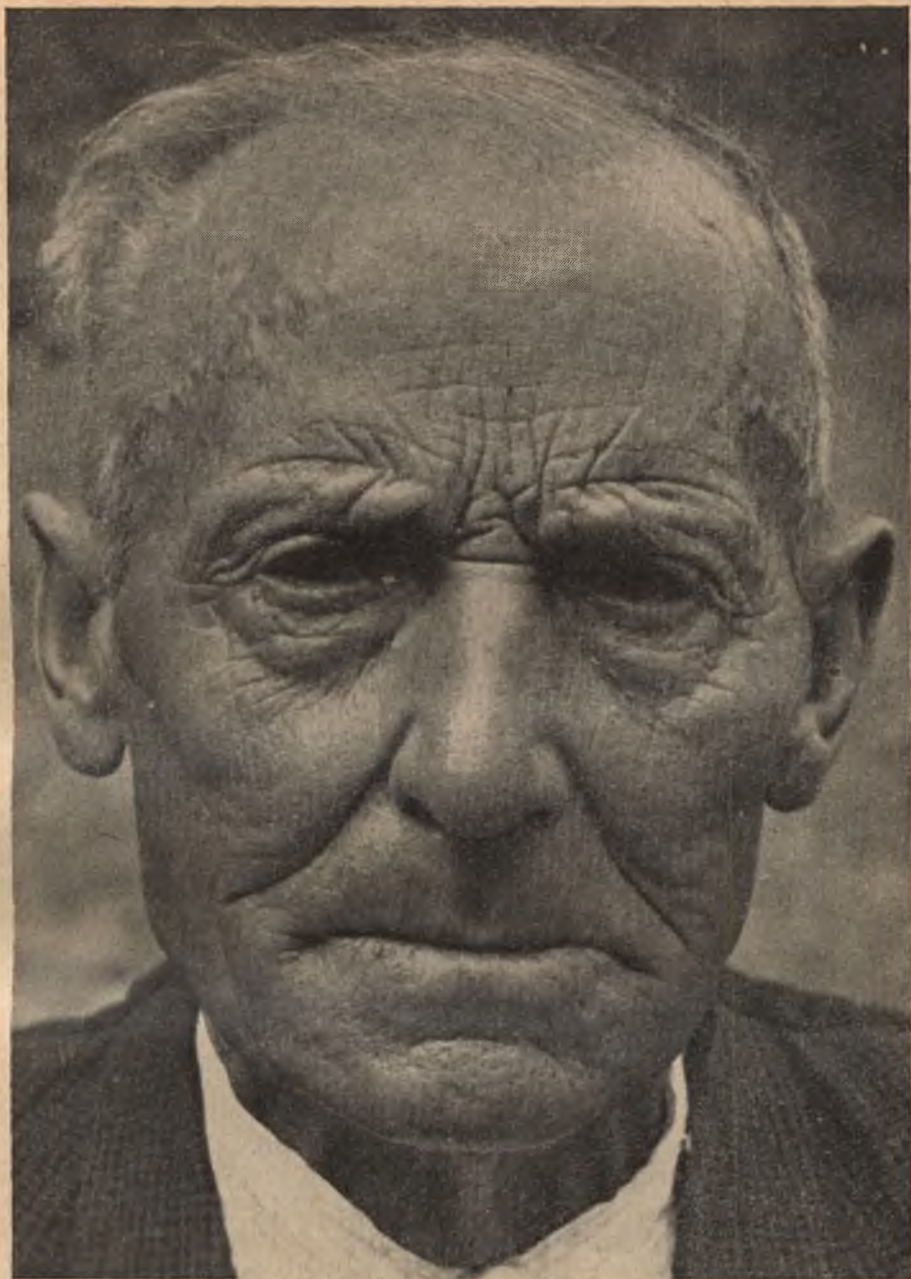
Hüter der Scholle.

Bauer, du birgst den segenberstenden Born
in deiner heiligen Scholle.
Alles Lebensvolle des Volks
strömt aus ihr,
sich immer wieder erneuernd.

Ist ihres Samens siegendes Siegel verlehrt,
stirbst du, stirbt auch das Volk,
das sich gewandt von ihr und dir,
heiliger Hüter der Scholle.

Sei du Rufer des Volks,
Verkünder ewiger Kräfte!
Sei du Tat dem Ganzen,
wie dem Einzelnen helfender Halt.
Sei du selber Scholle dem Volk,
wie dir deine Scholle es ist!

Hugo Enfelczyk



AUFN.: WEGNER

Jahresrückschau.

Als wir im vorigen Kalender am 1. Oktober die Jahresrückschau abschlossen, da war Polen im glänzenden Siegeslauf niedergeschlagen, da waren die Grenzpfähle der Schmach in unserem Schlesierlande fortgesetzt und unsere schlesischen Brüder wieder mit uns im gesamtschlesischen Raum verbunden.

Am 5. Oktober 1939 nahm der Führer in Warschau die Parade unserer siegreichen Truppen ab, und am 6. Oktober hielt er vor dem Reichstag seine denkwürdige Rede an das deutsche Volk und an die Welt. Der Sieger bot die Friedenshand — die Machthaber in England und Frankreich schlugen sie aus. Der von ihnen angezettelte Krieg sollte weitergehen. Durch die Blockade wollten die Herren mit dem Gebetbuch in der Hand unsere Frauen und Kinder dem Hungertode preisgeben und Deutschland auf die Knie zwingen.

Am 19. Oktober hatten die Franzosen ihre Stellungen im Vorfeld des Westwalles kampflos geräumt. Unsere Truppen stießen nach und beherrschten nun völlig das Niemandsland zwischen den Befestigungen. Den Winter über hielten sie treue Wacht, während unsere junge Flotte auf allen Meeren siegreich kämpfte. Unser Kreuzer „Admiral Graf Spee“ versenkte sich auf Befehl des Führers selbst vor Montevideo nach heldenhaftem Kampf, da ihm die Regierung von Uruguay nicht die zur Reparatur nötige Zeit gab. Unvergänglich sind auch die Heldentaten unserer U-Boote. Namen wie Prien, Schuchardt, Hartmann, Rollmann sind mit den kühnsten Heldentaten zur See verknüpft. Am 30. Dezember kehrte unser stolzester Dampfer, die „Bremen“, über Murmansk aus Amerika heim. Wo war das meerbeherrschende England? Im Februar aber überfielen diese Seeräuber innerhalb der norwegischen Hoheitsgewässer unser unbewaffnetes Handelsschiff „Altmark“ und mordeten 7 brave deutsche Seeleute.

Die Einkreiser hatten die Finnen aufgehetzt und verhindert, daß eine Einigung mit den Russen über deren mäßige Forderungen zustande kam. Am 30. November hatte der russisch-finnische Krieg begonnen, und die Westmächte hätten sich gern eingemischt, nicht um den Finnen zu helfen, wohl aber, um uns die schwedische Erzzufuhr abzuschneiden, um einen neuen Kriegsschauplatz zu eröffnen und uns von Norden aus zu bedrohen. Doch sie kamen zu spät. Am 13. März 1940 schlossen Russen und Finnen Frieden. Rußland erhielt die zur Sicherung seines Lebensraumes nötigen Landstriche, Finnland blieb ein unabhängiger Staat.

Am 28. März tagte in Paris wieder einmal der Kriegsrat der Westmächte. England brauchte irgend einen Erfolg, um sein Ansehen in der Welt zu retten, und am 8. April wurde die Welt durch die Nachricht überrascht, daß die englische Flotte an mehreren Stellen in norwegischen Gewässern Minensperren gelegt hatte, um — wie sich aus den später gefundenen englischen Befehlen ergab — die Landung englischer Truppen zu schützen. Aber schon am nächsten Tage folgte blühtartig unser Gegenschlag, der alle wichtigen Küstenpunkte bis Narvik hinaus in unsere Hand brachte. Kriegsmarine, Heer und Luftwaffe hatten, wie schon im Polenfeldzug, glänzend zusammengewirkt, die Marine aber hatte eine ungeheuer kühne Kriegshandlung durchgeführt und der großen britischen Flotte einen der ganzen Welt sichtbaren Schlag versetzt. Der Zerstörerverband unter Kommodore Ponte unterlag zwar vor Narvik in heftigster Gegenwehr feindlicher Übermacht, die Kreuzer „Blücher“ und „Karlsruhe“ gingen verloren. Dagegen aber hüllten die Feinde während des Norwegenfeldzuges 135 Schiffseinheiten ein, darunter allein 7 Schlachtschiffe und 22 Kreuzer. Am 16. April landeten die Engländer nun auch 60 Kilometer nördlich Narvik. Unsere Narvikbesatzung hatte dort noch einen langen heldenmütigen Kampf zu führen, nachdem sich die Engländer in Mittelnorwegen schon längst „erfolgreich“ zurückgezogen hatten. Am 10. Juni endete der glorreiche Kampf mit dem völligen Rückzug der Engländer. Der Norwegenfeldzug ist ein voller Erfolg geworden. Die englische Blockade der Nordsee ist gebrochen, unsere wirtschaftliche Lage durch die Erz- und Lebensmittelzufuhren aus Schweden, Norwegen und Dänemark bedeutend gebessert.

Die Engländer begannen nun ein auffallende Aktivität im Mittelmeerraum, hauptsächlich wohl, um unsere Aufmerksamkeit von Holland und Belgien abzulenken. Dort hatten sie alle Vorbereitungen getroffen, um ins Ruhrgebiet einzudringen und so unseren Lebensnerv zu treffen. Diesem Vorhaben kamen wir zuvor, unser Westheer überschritt am 10. Mai früh 5.30 Uhr vom Meere bis nach Luxemburg die Grenze und überrannte in unaufhaltsamem Siegeslauf Holland, Belgien und Nordfrankreich. Keine befestigte Stellung konnte unser todesmütiges Heer aufhalten. Schon am 14. Mai kapitulierte die holländische Armee, am 27. Mai gab Belgien den Kampf auf. Die Engländer verließen, von unseren unaufhaltsam vordringenden Truppen scharf bedrängt, fluchtartig das europäische Festland. Die Tage von Dünkirchen werden denen, die sich auf die Insel retten konnten, wohl immer als Hölle in Erinnerung bleiben, versenkten unsere Stukas doch allein am 2. Juni vor Dünkirchen 18 feindliche Kriegsschiffe und 49 Transporter. Am 5. Juni endete die große Schlacht in Flandern und Nordfrankreich, die Kanalküste bis zur Sommemündung war fest in unserer Hand und damit die Ausgangsstellung für den letzten Angriff auf Frankreich wie auf England gewonnen. Allein 1 200 000 Gefangene hatten die Feinde in unseren Händen lassen müssen. Unsere Verluste, so schmerzlich jeder einzelne auch ist, waren, gemessen an den großen Erfolgen, sehr

gering. Sie betrugen 10 252 Tote, 8463 Vermisste und 42 523 Verwundete. Schon am 6. Juni trat das deutsche Heer zur Niederwerfung Frankreichs an. Die Westgandlinie wurde durchbrochen, am 10. Juni trat Italien in den Krieg ein, am 14. Juni zogen unsere siegreichen Truppen in Paris ein, am 16. Juni fiel Verdun, die unüberwindliche Maginotlinie wurde südlich Saarbrücken zerschlagen, und am 18. Juni erreichten unsere schnellen Truppen die Schweizer Grenze. Damit war die Klammer um das in der Maginotlinie eingeschlossene feindliche Heer geschlossen. Marschall Petain, der seit dem Zusammenbruch des Heeres an der Spitze Frankreichs stand, bat am 17. Juni um Waffenstillstand. Am nächsten Tage schon trafen der Führer und der Duce in München zusammen. Das Ergebnis der Besprechung war der gemeinsame Waffenstillstand Deutschlands und Italiens mit Frankreich. Im Walde von Compiègne, der an einem trüben Novembertage des Jahres 1918 Deutschlands größte Schmach vor einem übermütigen, haßerfüllten Gegner gesehen hatte, fanden die Verhandlungen statt, in demselben Wagen, in dem General Foch dem unbefiegten deutschen Heere die schmachvollsten Waffenstillstandsbedingungen diktiert hatte. Die Schmach ist nun ausgelöscht. Zeitlebens wird uns unvergeßlich bleiben, wie am 25. Juni nachts 1.35 Uhr auch durch den Rundfunk das Signal „Das Ganze halt!“ ertönte, das niederländische Dankgebet . . . „da ward kaum begonnen, die Schlacht schon gewonnen . . .“ und das Deutschlandlied mit innerer Ergriffenheit gesungen wurden. Dann hörten wir die Verkündigung des Führers: „Deutsches Volk! Deine Soldaten haben in knapp 6 Wochen nach einem heldenmütigen Kampf den Krieg im Westen gegen einen tapferen Gegner beendet. Ihre Taten werden in die Geschichte eingehen als der glorreichste Sieg aller Zeiten. In Demut danken wir dem Herrgott für seinen Segen. Ich befehle die Beflaggung des Reiches für 10, das Läuten der Glocken für 7 Tage. Adolf Hitler.“

Das Oberkommando der Wehrmacht schließt seinen Bericht mit den Worten: „Nach diesem gewaltigen Sieg der deutschen Geschichte über den als stärkste Landmacht der Welt angesehenen Gegner des Großdeutschen Reiches, der ebenso geschickt wie tapfer gekämpft hat, gibt es keine Alliierten mehr. Es bleibt nur noch ein Feind: England.“

In aller Welt erhob sich nun die Frage, wann die Endabrechnung mit dem Kriegsstifter England erfolgt.

Aber noch einmal trat zuvor der Führer vor den deutschen Reichstag. Er hielt einen Rückblick über das bisher Geleistete und zeichnete die verdienstlichsten Offiziere aus, an der Spitze Hermann Göring, der für seine einmaligen Verdienste als unermüdlicher genialer Schöpfer der besten Luftflotte der Welt zum Reichsmarschall ernannt wurde. Aus dem Gefühl wahrer Menschlichkeit richtete der Führer den letzten Appell an das Gewissen der Welt und die Vernunft der verantwortlichen Menschen. Diese Rede wurde von über 1000 Sendern in 30 verschiedenen Sprachen übertragen. Aber der Friedensappell blieb ohne Erfolg. Mit den Kämpfen

vor dem Feind wetteifern alle Volksgenossen als Kämpfer der inneren Front, jeder an seinem Platze. Die herzliche Verbundenheit mit unseren Soldaten kam bei den Wehrmachts-Wunschkonzerten, bei den Sammlungen des Winterhilfswerks (dessen Ergebnis sich gegen das Vorjahr um 178% erhöht hatte) und neuerdings beim Kriegshilfswerk für das Deutsche Rote Kreuz so recht zum Ausdruck. Stolz und Dank jubelten unseren Kämpfern entgegen, als sie nach dem Polenfeldzug und nach dem Kriege im Westen in unsere Städte heimkehrten, um sich für den letzten Kampf zu rüsten. Die Älteren unter uns ziehen Vergleiche mit dem Weltkrieg und stellen täglich fest, daß alle notwendigen Lebensmittel in ausreichender Menge vorhanden sind und gerecht verteilt werden. Hunger oder Not hat in Deutschland niemand leiden brauchen. General Hunger aber wird bald in England regieren, wo nach den heldenmütigen Angriffen der U-Boote und der Luftflotte und der Erklärung der totalen Blockade der Ausgang des Kampfes für alle Welt nicht mehr zweifelhaft sein dürfte.

Denken wir ein Jahr zurück! Wie haben wir damals den Kampf begonnen? Wir allein gegen drei offene und mehrere versteckte Feinde. Wie stehen wir heute da? Zwei gegen einen, und auch der eine wird erledigt werden wie die anderen. Wir halten es mit dem Führer: „Sichere Nerven und eiserne Zähigkeit sind die besten Garanten für die Erfolge auf dieser Welt.“ Wir scharen uns immer enger zusammen und stehen geeint in unwandelbarem Vertrauen zum Führer.

O p p e l n, den 1. September 1940.

Ein Stadtmädel hilft im Bauernhaushalt.

Von M. G.

Jch bin vier Wochen in einem großen Bauernhaushalt tätig gewesen. Der Hof ist eine echt mitteldeutsche Siedlung mit geschlossenem Hofraum. Das Wohnhaus steht fest und wuchtig da. Erst vor einigen Jahren ist es weiter und höher ausgebaut worden. Es enthält eine ganze Anzahl größerer Räume. Alles befindet sich in bester Ordnung und Sauberkeit. Der Haushalt bestand aus dem Hausherrn, der Hausfrau, aus drei Söhnen im Alter von 17, 14 und 6 Jahren und vier Dienstleuten — einem Knecht und drei Mägden. Der Hausherr ist ein echter Bauer. Er ist groß, stattlich, von kräftigem Wuchs und energischem Aussehen. Da die Dienstleute auf dem Felde voll beschäftigt waren, hatte die Hausfrau allein die Wohnung, das Kochen und das Kleinvieh zu versorgen. Hier bekam ich erst einen richtigen Begriff von der schweren und vielseitigen Arbeit der Bauersfrau. Als erste muß sie früh aus den Federn heraus, die Leute wecken und bis zum späten Abend auf den Beinen sein. Den ganzen Tag muß sie für die Familie und die Dienstleute sorgen, alle bedienen und sich um alles kümmern. Für sich selbst kennt sie keinen Augenblick Ruhe. Immer möchte sie auf dem Posten sein. So bedeutet meine Dienstzeit für sie eine wirkliche Hilfe und Stütze. Die Bauersfrau war eine gütige Frau und blieb zu mir immer freundlich, so daß ich mit ihr gut gearbeitet habe. Den ganzen Tag mußte ich tüchtig mit anpacken, und ich opferte oft noch freiwillig meine Freizeit.

Die Bauersleute haben im ganzen fünf Söhne. Die beiden ältesten stehen bei der Wehrmacht. Der 14 jährige soll der zukünftige Bauer sein. Er ist ein munterer Junge und neckte mich sehr gern. Das jüngste der drei noch im Hause weilenden Kinder ist der 6 jährige Gerhard. Diesem kleinen Jungen mußte ich meine besondere Sorge zuwenden. Er ging gerade das erste Jahr in die Schule und war von dem Schulleben begeistert. Am Morgen stand er schon zeitig auf, um nur nicht zu spät in die Schule zu kommen. Wenn ich ihn manchmal etwas später weckte, weinte er unaufhörlich und beteuerte mir tief traurig, er würde zu spät in die Schule kommen. Schnell half ich ihm beim Anziehen und machte ihm sein Frühstück fertig. Dieses verschlang er in aller Hast. Schnell ergriff er dann Schultasche und Schulschnitten und lief so rasch, wie er konnte, in die Schule. Meistens hatte er dann aber bis zum Schulbeginn noch 1 bis 2 Stunden Zeit! Wenn er aus der Schule kam, war das erste, was er tat, seine Schularbeit. Darüber vergaß er alles andere, auch sein Mittagessen. Voll Freude zeigte er mir seine vollgeschriebene Tafel. Oft rechnete er doppelt so viel, als er auf hatte. Am liebsten las er aus seinem Lesebuch vor. Was er nicht lesen konnte, mußte ich ihm vorlesen. Wenn er manchmal am Nachmittag keine bessere Beschäftigung fand, sah er sich stundenlang die Bilder seines Lesebuches an. Am Abend wusch ich ihn und legte

ihn schlafen. Allein wollte er nicht mehr schlafen gehen. Der kleine Bursche war mir sehr ans Herz gewachsen.

Auch mit den Diensthleuten verstand ich mich gut, ganz besonders mit dem Knecht, der ungefähr 28 Jahre alt war. Er ist ein gutmüthiger Kerl. Mir gegenüber wollte er immer etwas vornehm sein und sprach deshalb hochdeutsch, obwohl die andern sich im Dialekt mit mir unterhielten. Deswegen wurde er von allen tüchtig ausgelacht, und sie sagten zu ihm: „Franz, du willst wohl ein Stadthunge sein?“ Er machte sich aber nichts daraus und ließ sich ruhig foppen. Die älteste Magd, etwa 30 Jahre, war noch vom sogenannten alten Schläge. Still und ruhig verrichtete sie ihre Arbeit, während sich die beiden jüngeren nicht sehr gern viel sagen lassen wollten.

Schon frühzeitig wurde ich durch den Lärm im Haus und in den Ställen geweckt und stand dann auch bald auf. Nach dem Frühstück räumte ich 3 bis 4 Zimmer auf. Am Vormittag hatte ich hauptsächlich in der Küche zu tun und half dann der Hausfrau beim Vorbereiten und Kochen des Mittagessens. Nach Tisch wusch ich mit der Hausfrau gemeinsam auf. Meine Beschäftigung am Nachmittag war ganz verschieden. Ich hatte entweder Strümpfe zu stopfen, Wäsche oder Hosen auszubessern, Wäsche zu plätten oder bei schönem Wetter auch im Garten zu arbeiten. Denn die Bauersfrau ist so sehr in der Küche beschäftigt, daß sie höchstens am Sonntag zu solchen Arbeiten kommt. So wartete schon eine Menge zerrissener Strümpfe auf mich. Bei den Socken war manchmal das Loch so groß, daß der Stopfspiz durchfiel. Das Abendbrot konnte ich oft allein herrichten. Bei den Bauern gibt es doch fast jeden Abend Kartoffeln, entweder Bratkartoffeln oder Kartoffelbrei. Als ich das erste Mal allein den Kartoffelbrei fertig machte, beklagten sich die Diensthleute, er hätte nicht geschmeckt, da ich zu wenig Speck dazu genommen hatte. Zwischen dem Kochen im Land- und im Stadthaushalt besteht eben ein Unterschied. Man braucht eine kräftige Kost. Trotzdem war der Küchenzettel abwechslungsreich. Für die Hausfrau ist es nicht leicht, die Leute wegen der Einschränkungen im Kriege immer zufrieden zu stellen.

Ich möchte nicht vergessen, die große Sauberkeit der Hausfrau hervorzuheben. Ich habe oft darüber gestaunt. Nicht immer findet man in einem Landhaushalt diese unbedingte Sauberkeit.

Ein paar Tage verreiste die Bauersfrau. Sie durfte sich das nach vielen Jahren einmal leisten, da ich sie vertreten konnte. Ich mußte während dieser Zeit den Haushalt ganz allein führen. Es war gar nicht mal so einfach, wie ich es mir vorgestellt hatte. Um einen guten Rat konnte ich niemanden fragen, sondern war ganz auf mich allein gestellt. Das Essen sollte zur rechten Zeit fertig sein, denn die Leute hatten keine Zeit, lange zu warten. Blamieren wollte ich mich vor ihnen auch nicht. Da kam es schon manchmal vor, daß ich tüchtig schwitzte, um die Mahlzeit rechtzeitig und natürlich auch schmackhaft herzurichten. Zu meiner Genugthuung ist es mir aber gelungen, und es hat alles gut geklappt. Nur brauchte

ich selber an diesen Tagen gewöhnlich wenig zu essen, da ich von Aufregung und Arbeit satt war.

Viel Spaß haben mir die kleinen Gänfel gemacht. Um 15 solcher kleiner Dinger hatte ich mich zu kümmern, deren Pflege der Hausfrau sehr am Herzen lag. Sie hatten einen ungeheuren Appetit. Den ganzen Tag fraßen sie ohne Unterlaß. Da hieß es, viel Futter fertig zu machen. Trotzdem quatschten sie dauernd und konnte nicht genug bekommen. Man sah aber auch, wo es hinkam. Sie wuchsen zusehends, und ich hatte meine Freude daran. Bei schönem Wetter trug ich sie in einem Korbe in den Garten. Da gefiel es ihnen am besten, wenn sie nach Herzenslust herumlaufen und sich das Futter suchen konnten. Wenn ich mich dann nur im Garten sehen ließ, liefen sie mir gleich schnatternd entgegen. Auch die kleinen Schweinchen bereiteten mir viel Spaß. Ungefähr 5 bis 6 mal am Tage trug ich ihnen ihr Futter. Wenn ich nur zur Tür hereinkam, sprangen die Tierchen an der Wand empor und konnten es nicht erwarten, bis ich ihnen die Milch hineingegossen hatte. Mit den Vorderpfoten stiegen sie in die alte Wanne, die ihnen als Trog diente. Dann stießen sie sich gegenseitig aus dem Futternapf heraus, denn jedes wollte den größten Teil bekommen.

Zu meiner Nachmittagsarbeit gehörte auch das Eiersuchen. Das machte ich besonders gern. Wenn ich auf den Leitern hinaufkroch, befürchtete ich jedes Mal, eine Henne könne noch im Legekorb sitzen und mir ins Gesicht springen. Um dies zu verhüten, nahm ich zur Vorsorge einen Stod mit. Mit ihm schlug ich fest an den Korb, um die Henne herauszutreiben. Nun erst wagte ich, in den Korb hineinzusehen und die Eier herauszuholen. Dann suchte ich noch sämtliche Böden ab, um auch die letzten Verstecke zu finden. Manchmal stöberte ich ein verborgenes Nest auf, und ganz erfreut brachte ich dann eine Menge Eier zum Vorschein.

Während meiner Dienstzeit konnte ich auch die Dorfkirmes mitfeiern. Das war für mich etwas Besonderes. Am Tage vorher wurde ein großes „Bachfest“ veranstaltet. Schon frühzeitig wurde der Backofen geheizt. Vor den Kuchen mußten noch 15 Brote gebacken werden. Ich stand schon zeitig auf und ging bald an die Arbeit. Der Teig für den Kuchen stand bereit, von einer Magd hergerichtet, während die Bäuerin den Brotteig knetete. Eine besorgte indeffen das Heizen des Backofens, der in der großen Sommerküche eingebaut ist. Ich machte noch die Fülle für die Kuchen fertig. Nachdem der Teig gegangen war, brachte ich ihn auf die Bleche, klatschte ihn breit und walzte ihn mit dem Nudelholz glatt. Zuerst blieb es mir unvorstellbar, wer den vielen Kuchen essen würde. Aber die Landleute vertilgen größere Portionen als wir. Zur Backarbeit bin ich mit der Hausfrau allein gewesen. Deshalb mußten wir uns tüchtig beeilen. Wir buken dann noch Torten; beim Rühren konnten wir uns der Jungen kaum erwehren, die dauernd lecken wollten. Mittags war ich todmüde! Leider verregnete dann der Kirmessonntag, und die Gäste blieben aus. In

diesem Dorf ist es Brauch, daß die Dienstleute einen ganzen Teil Kuchen nach Hause schleppen. Trotz des Krieges wurde diese Sitte weiter durchgeführt. Ich freute mich, einmal ein so großes Backen im Dorfe mitzu-erleben.

In meiner letzten Dienstzeit hat es mir besonders gut gefallen. Die Arbeiten, die ich zu verrichten hatte, waren mir teilweise schon bekannt. Ich habe aber noch mehr Fertigkeit darin erhalten. Meine liebste Beschäftigung war das Kochen. Jeden Abend war ich schrecklich müde, besonders in der ersten Zeit. Ich konnte mich nur langsam an die körperliche Arbeit mit den vielen Laufereien in Speisekammer, Keller und Boden gewöhnen. Doch machte das alles mir bald Freude, und so wird mir diese Arbeitszeit eine schöne Erinnerung bleiben.

Wir Pimpfe im Kriegsdienst.

Durch den Krieg sind viele Bauern und Knechte im Feld. Da braucht der Bauernhof großen Ersatz. Diesen bilden wir Pimpfe. Mit frischem Mut komme ich um sieben Uhr in das Gehöft. Hier sind schon viele Schulfreunde vertreten. Wir grüßen den Bauern, und er grüßt uns. Dann werden wir mit einem langen, scharfen Messer bewaffnet. Wir steigen in den Wagen und sind bald auf der Fahrt zum Feld. Während der Fahrt singen wir Lieder.

Auf dem Felde werden wir zum Distelnstechen eingeteilt. Der Bauer erklärt uns alles. Die Wurzel der Distel müssen wir unter der Erde durchschneiden. Schon nach kurzer Zeit tut mir der Buckel weh und meinen Kameraden auch. Endlich wird es Frühstückszeit. Wir essen und trinken, denn wir haben großen Hunger und noch größeren Durst.

Ich lege mich auf den Rücken, um ihn wieder gerade zu bekommen. Nach einer Viertelstunde sind wir auch wieder frisch und munter. Die Arbeit wird mit Gesang, Pfeisen und Lachen begleitet. Endlich ist es Mittag, und wir wissen, daß die Arbeit der Bauern nicht leicht ist, denn wir schwitzen tüchtig.

Wir gingen auch Rüben verziehen. Mit dem Trecker fuhren wir auf den Acker. Wir waren etwa vierzig Jungen. Der Großknecht beaufsichtigte uns. Auch zwei Polen arbeiteten mit. Der eine machte nichts und blieb immer zurück. Wir mußten mehrere Felder verziehen. An einem Donnerstag waren wir fertig.

Alles lief auf den Hof. Wir drängten uns um ein Fenster. Wir wußten, daß hinter diesem der Bauer das Geld für uns bereit legte. Endlich öffnete sich das Fenster, und jeder bekam sein Geld.

Der Bauer hatte auch zwei kleine Hunde. Sie gefielen uns sehr, und ein Junge kaufte sich einen. Das gab unterwegs einen Spaß.

Ein anderer Pimpf in der Landhilfe.

Die Bäuerin hat mit der Magd im Kuhstall sehr viel zu tun. Sie müssen füttern, melken und ausmisten. Meist können sie nicht aufs Feld mitkommen. So gehen wir Tag für Tag helfen. Jetzt gehen wir noch immer Rüben vereinzeln. Auch beim Krautstecken habe ich fleißig mitgeholfen. In der Heuernte war ich auch dabei. Wir bekommen auf einen Nachmittag sechzig Pfennige.

Auf dem Felde geht es lustig zu. Da wird geplaudert, gelacht, geschrien und gelaufen. Um vier Uhr wird gevespert. Dies dauert eine Viertelstunde. Wenn der Abend naht, sehen wir die Sonne langsam untergehen.

Nach dem Feierabend gehen wir oft noch eine halbe Stunde in die Sandgrube baden. Da üben wir schwimmen. Wenn wir auf dem Heimwege sind, sehen wir immer wieder die Getreidefelder, auf denen wir vor mehreren Tagen Disteln gestochen haben. Ich erblickte schöne Kirschen. Die konnten mich nicht reizen, denn ich hatte vorher genug Erdbeeren gegessen. Hundert Meter vor uns sah ich ein Fuhrwerk. Wir liefen ihm nach und setzten uns auf. So kamen wir nach Hause.

Bergbauer.

Steh ich in dem runden, schweren Tore,
liegt mein feld vor mir bergauf zum Wald.
Und ich kann die Halmenhänge sehen,
und ich höre meines Waldes Gang.

Wenn der Wind die Berge beugt zu Tale,
kommen meine felder zu mir her;
Wälderrauschen liegt in meinen fenstern.
Alles, was ich hab, das ist bei mir.



MÖHLE TSCHIRMKAU - AUFN.: BARTH

So wollen wir helfen.

Mein Mann ist seit Beginn des Krieges bei der Wehrmacht. Er hat den Polensfeldzug mitgemacht, und jetzt steht er in Frankreich. Da bin ich mit den Kindern und der Magd allein zu aller Arbeit. Aber wir fürchten uns nicht davor. Mein Hans, der erst zwölf Jahre ist, der hat den Pflug wie der Vater geführt. Und ich gehe auch hinter dem Schälplug und wenn es sein muß, adere ich allein. Ein Bauernweib muß alles können. Da radern wir alle acht von früh bis in die Nacht. Als mein Mann auf Urlaub war, da hat er nur geschmunzelt, die Kinder gestreichelt, was er sonst nie getan hat, und zu mir hat er gesagt: „Weib, wie du doas oalles fertig breittest, doo muß iech wirklich stauna. De bist a tüchtger Kalla ond a ganzer Pauer. Woas ar dernochten getoan hoot, doas schreiba Se oabr nie ei'n Kalender, gelt.“

Ich hab's auch nicht reingeschrieben, was?

Ja, so sind unsere Landfrauen, eine wie die andere, und die Kinder arbeiten tüchtig mit.

Der Großvater spricht: „Jech woar schonn goar lang off'm Auszuge. Ich hoatt mei Ruhe, ich hoo hoalt a wing fier miech gerodpert. Seke oabr nahm iech dan Pflug ei mei aalde Knucha. Ond is giebt wundernschien. Ond de Sanse, de schneidt nur aso, doas's a Freide ies. Nai, nai, iech hoo nimmeh geglabt, doas iech aa nooch zu woas nieze bien. Entschuldigen Se, Herr, iech muß auf's Feld! Hoit, hoit, Brauner!“

Weg war er. Und wie er auf dem Wagen stand, stark und sicher, wie ein Junger!

Und auch die Großmutter kommt aus ihrer Auszugsstube und besorgt die kleinen Kinder. Sie sticht und häht. Sie steht im Ruhstall nach dem rechten. Sie bewacht Haus und Hof. Sie kocht und wäscht und ireut sich, daß sie dies alles leisten kann. „Wenn och dar Franz gesund aheim kimmt. Dar Herrgoot wed's schonn macha!“

Ein Mädchen erzählt: Ich bin schon vier Jahre im Deutschen Roten Kreuz als Schwesternhelferin tätig. Als der Krieg ausbrach, habe ich mich sofort für den Rottkreuzdienst gemeldet, weil ich zu Hause abkommen konnte. Ich kam in ein Reservelazarett, in das gefangene kranke und verwundete Polen transportiert wurden. So etwas von Schmutz können Sie sich nicht vorstellen. Die Polen mußten buchstäblich eingeweicht werden, damit der jahrelange Dreck von ihnen heruntergeschrubbt werden konnte. Sie wollten gar nicht sauber sein. Das ist ihnen etwas Unnatürliches. In Betten hatten manche überhaupt noch nicht geschlafen. Sie wollten gar nicht hinein. Das gab jeden Tag ein Theater.

Mehrere von uns sind auch bei der Betreuung der Wolhyniendeutschen tätig. Die haben auch die strenge Kälte mitgemacht. Es war nicht leicht,

aber was tun wir nicht für unseren Führer und unsere Feldgrauen und die Volksdeutschen gerne? Und den Polen werden wir schon Lebenskultur beibringen.

Ein pensionierter Lehrer: Da bin ich wieder. Stellen sich die anderen freiwillig für den Dienst zur Verfügung, will ich nicht zurückstehen. Und er unterrichtete mit altem Schwung erfolgreich, hatte wieder seine Freude an der Jugend, wurde selbst wieder jung. Straß geht er aus dem Dienst.

Eine Eisenbahnschaffnerin: Mein Mann ist im Felde. Wir sind jung verheiratet. Was soll ich zu Hause allein tun, wenn man mich braucht?

So geht sie Tag für Tag von Abteil zu Abteil, immer freundlich, hilft da einer alten Mutter, betreut dort Kinder, versteht fröhlich ihren Dienst. Und wenn der Mann gute Nachricht schickt, da lacht sie den ganzen Tag.

So ersetzt auch die Briefträgersfrau ihren Mann. So sitzen hunderte von Mädchen in Büros, im Wirtschaftsamt, in Betrieben und stellen ihren Mann, stolz und mit unerschütterlicher Zuversicht. Kann Deutschland da in der Heimat versagen? Nein, wir wollen der Front nicht nachstehen!

Der Urlauber.

Er geht versonnen durch die stillen Gassen,
ein Lächeln auf den leichtgelösten Lippen.
Er kann dies alles immer noch nicht fassen,
daß um ihn sonnig liegt der Heimat Frieden.

Ein Staunen steigt aus seinem starren Schauen,
noch dröhnt in ihm der Donner der Geschütze.
In seiner Seele liegt noch Todesgrauen—
Und ringsum singen Kinder, lacht das Leben.

Da blickt er um sich wie aus wirren Träumen.
Er nimmt die Schritte länger, immer länger.
Er darf die kurzen Stunden nicht versäumen,
da er bei Frau und Kindern jetzt darf weilen.

Seldpostbriefe an alle Spender.

Liebes Deutsches Rotes Kreuz!

Mir begingen das Weihnachtsfest zum ersten Male im Felde. Aber auch diesen hl. Abend haben wir in aller Würde und Gemütlichkeit im Kameradenkreise gefeiert, und er wird uns allen unvergesslich sein. Jeder von uns wußte, warum er von den Lieben getrennt ist. Auf Urlaub fahren kann auch nicht jeder; denn unsere Aufgabe ist, am Westwall Wacht zu halten. Der Abend verlief in einem festlich geschmückten kleinen Raum sehr harmonisch; denn unsere Einheit, die nun vier Monate lang in treuer Kameradschaft zusammenlebt, bildet eine richtige Familie. Unter der Abendpost befand sich ein Paket vom Deutschen Roten Kreuz aus Leobschütz. Es war eine Überraschung und Freude für uns alle, gerade am hl. Abend den Beweis aus der Heimat zu bekommen, daß wir hier vorn nicht vergessen sind und mit so netten Sachen bedacht wurden. Wir danken allen Leobschützern recht herzlich für die uns bereitere Weihnachtsfreude. Wir wünschen Ihnen allen ein recht frohes und gesundes neues Jahr und grüßen in treuer Verbundenheit mit Heil Hitler der Stab des Inf.-Batl.

★

. . . Und die Zigarre schmeckt noch mal so gut, wenn man weiß, daß sie von der Heimat gestiftet wurde. Also herzlichen Dank!

Ich bin im Sanitätsdienst tätig und habe, trotzdem wir wenig Verluste durch feindliches Feuer erlitten, täglich Gelegenheit, meine beim D.R.K. erworbenen Kenntnisse anzuwenden. Wir hatten das Glück, Verletzte aus einem Minenfelde zu bergen, und es wurden drei Sanitätskameraden als erste unseres Bataillons überhaupt mit dem E.R. II persönlich vom Div.-Kommandeur ausgezeichnet.

★

. . . Es war für alle eine riesengroße Freude, als ich ein Päckchen auf unsere Stube mitbrachte und es im Beisein aller Stubenkameraden aufpakte und natürlich gleich jeden Kameraden von der lieben Spende bedachte. Als ich von dem Paket hörte, sagte ich: „Kann nicht möglich sein, denn an mich denkt niemand.“ Ich habe auch erst einmal seit acht Wochen Post erhalten. Ich war der glücklichste von allen . . .

★

. . . Ich habe manche Stunde erlebt, die ich mein ganzes Leben lang nicht vergessen werde. Den Polenfeldzug habe ich von Anfang bis zu Ende durchgehalten und gestaunt, was der Mensch zu leisten vermag. Die Marschleistung war ungeheuer. Die Kameradschaft war bei uns so groß,

daß wir sogar die Zigarettenstummel für die Pfeifenraucher aufgehoben haben. Die schlechten Wege, die in Polen waren, haben nicht uns, sondern die Pferde schlapp gemacht. Und wir mußten den Wagen aus dem Sande stoßen, damit wir weiter kamen. Der Kompaniechef hatte uns gesagt, daß wir die Verpflegung nicht so nachbekommen können, wie wir sie brauchen. „Darum seht zu, wie ihr euch den Magen voll legen könnt.“ Der Spieß gab uns den Befehl, mir und meinem Kameraden Uhl 10 bis 15 Kilometer mit dem Fahrrad nach vorn zu fahren, um etwas für die Kompanie zu erhalten. Dies war eine gefährliche Sache, zwei Mann ein Schwein oder ein Kalb aus einem Bauernhofe zu holen, da man sich mit den Leuten nicht verständigen kann. Wir hatten von der Kompanie eine Bescheinigung, in die wir den Preis einschrieben, und es ging alles gut ab. Nach den drei Wochen Polenkrieg hatten wir mehr Zeit zum Ruhen und Essen, und wir haben einige Pfund zugenommen. Die Hitze und der Staub im Polenfeldzug hat manchen aus unseren Reihen gerissen. Das Wasser war in einem solchen Zustande, daß es nicht einmal die Pferde tranken. Aber der Geist der Mannschaft war großartig. Wir wissen, es dauert ja nur kurze Zeit, und wir marschieren für den Führer und für Deutschland . . .

★

. . . Hier ist es schön und der Donner der Geschütze kann uns im Bunker nicht erschüttern. Wir machen lustige Bunkerabende. Auch Karten werden feste gedroschen, nur ein Schachspiel fehlt uns noch. Sollte dort mal eins gestiftet werden, senden Sie es uns, bitte . . .

Das ist nun ja auch geschehen, wie ja viele Liebesgaben vom DRK., von der Partei, von der NSB. und anderen Organisationen hinausgingen. Sie alle haben überall große Freude ausgelöst.

Alle Feldpostschreiben mögen die Empfänger als Kriegsdokumente in Ehren aufbewahren. Interessante werden zum Abdruck im Kalender gern angenommen und sind an den Bearbeiter in Abschrift zu senden.

Das Deutsche Rote Kreuz im Kreise Leobschütz.

Das Deutsche Rote Kreuz ist in seinem jetzigen Aufbau eine noch recht junge Organisation, denn erst durch Gesetz vom 1. 1. 1938 besteht es als diese geschlossene Einheit. Durch die Zusammenfassung von 9000 Sanitätsformationen in Deutschland ist selbstverständlich die Leistungsfähigkeit in jeder Beziehung gesteigert worden.

Das DRK. des Kreises wird von der Kreisstelle geleitet. Kreisführer ist Oberstführer Büchs, der die dankbare und ehrenvolle Aufgabe des Neuaufbaues erfolgreich durchführt. Ihm tätig zur Seite stehen 5 Abteilungsleiter, die mitführend ihren Bereich bearbeiten: Führung Dr. Sedlaczek, Personalamt und Adjutantur Haase, Verbindung zur Frauenschaft Frä. Donath, Verwaltung Walekko, Mitarbeiterin Frä. Loch, Presse und Propaganda Gnielczyk, Mitarbeiter Zeichenoberlehrer Zwiener. Ein eigenes Büro im Landratsamt unterstützt den vielseitigen schriftlichen Verkehr. Im Kreise sind 2 männliche mit 222 Mitgliedern und 3 weibliche Bereitschaften mit 555 Mitgliedern, in denen Helfer und Helferinnen zusammengefaßt sind. Sie werden von den Bereitschaftsführern und -führerinnen in regelmäßigen Dienststunden weiter ausgebildet. Die Mitarbeiter der 7 Führer sind 62 Unterführer und -führerinnen. Die Angelegenheiten der weiblichen Bereitschaften erledigen die Bereitschaftsdienstleiterin Frau Büttner und ihre Stellvertreterin Frau Schmaß. Der DRK.-Apotheker Mumüller sorgt für sachgemäße Beschaffung und Ergänzung der Medikamente. 10 DRK.-Ärzte stehen dem DRK. in Ausbildung und allen medizinischen Fragen bei: Dres., Sedlaczek, Heimann, Langsch, Rohner, Leiter, Schray, Pollak, Thomas, Gebauer, Urbach.

Die fördernden Mitglieder sind in 16 Ortsgemeinschaften mit rund 3000 Mitgliedern, deren Zahl ständig wächst, zusammengefaßt. Einige Ortsgemeinschaften und die DRK.-Bereitschaften fertigten insgesamt an: 194 Paar Pantoffeln, 1200 Stück Verbandszeug aller Art, 88 DRK.-Kleider, 22 DRK.-Schürzen und 30 DRK.-Hauben.

Im vergangenen Geschäftsjahre wurden 259 Helferinnen und 14 Schwesternhelferinnen ausgebildet, so daß 34 Schwesternhelferinnen vorhanden sind, von denen 14 zum Dienst in Reserve-Lazaretten und zivilen Krankenhäusern berufen wurden. In der Wehrmacht stehen 3 Ärzte und 80 DRK.-Männer. 14 Männer wurden als Hilfskrankenpfleger und 9 als Desinfektoren ausgebildet. Erste Hilfeleistungen geschahen 2241 im Jahre. Soldaten-Vermißtensucharbeit geschah in 10 Fällen. Aufklärung in Gesundheitspflege und erster Hilfe wird durch die aktiven Mitglieder in alle Teile unseres Kreises getragen. Viele Verschlimmerungen von Unglücksfällen wurden durch die erste Hilfe verhütet. Das DRK. arbeitet, dem Wort des Führers gemäß, selbstlos an der Gesunderhaltung des Deutschen Volkes mit. Ohne das Deutsche Rote Kreuz müßten viele Soldaten ihr Leben lassen, wie es bei geringfügigen Wunden der Fall war, ehe das Rote Kreuz der Wehrmacht zur Seite stand. Das DRK. arbeitet mit Partei und Wehrmacht Hand in Hand. Das beweist das Kriegshilfswerk.

Um zehn entscheidende Minuten.

Vater Müller macht Kleinholz. Mit wuchtigen Beilhieben geht er einem alten Kleiderständer, den die Entrümpelung zutage gefördert hatte, zu Leibe, daß die Splitter fliegen.

Da ruft Mutter Müller aus dem Fenster in den Hof hinunter: „Mach's möglichst klein, Vater, das Feuerholz ist dann sparsamer im Gebrauch!“

„Wird gemacht!“ Er blickt nach oben und schon prallt die scharfe Schneide des Beiles an einem Astknorren ab und dringt tief in Vater Müllers Bein.

Der Schmerz war vorerst weniger groß als der Schreck über das aus der klaffenden Wunde heftig quellende Blut.

„Er verblutet!“ schreit Mutter Müller in furchtbarer Angst und ist schneller denn je die 42 Stufen hinaufgeeilt. Vergeblich versucht sie, den roten Strom mit ihrer hastig um das Bein gewickelten Küchenschürze zum Stillstand zu bringen.

Ihr armer Mann wird immer blässer und lehnt wankend am Hackstock. Da heißt sie ihn, sich auf die Treppe im Hausflur setzen und rennt fort, den Arzt holen. Er wohnt vier Straßen weiter und zehn Minuten können vergehen, bis er da ist. Zehn kostbare Minuten, von denen ein Leben abhängt.

Fünf, sechs, acht Hausbewohner sind inzwischen hinzugekommen. Sie stehen und rennen aufgereggt einher, sie überbieten sich in Ratschlägen, was jetzt wohl zu tun sei.

Dem Ärmsten wird schwach und er droht umzusinken. Doch hilfsbereite Frauen halten ihn aufrecht. Das wundete Bein hängt treppabwärts, von Stufe zu Stufe rinnt das Blut.

Der kleine Willi von nebenan, den man als „unnützen Bengel“ nur anschreit, er solle sich fortscheren, schert sich auch und läuft zu seinem Vater in die nahe Schlosserwerkstatt. Willis Vater ist Helfer beim Deutschen Roten Kreuz und weiß bestimmt, was zu tun ist. Sofort legt der DRK.-Helfer sein Handwerkszeug hin und kommt im Geschwindschritt an. Er sieht gleich, daß Eile geboten ist, daß Lebensgefahr besteht.

„ — — — den Verwundeten flach auf den Boden legen, das blutende Glied hochhalten . . .“

Rasch streift er die Kleidung des Verwundeten herunter und hat mit geübtem Griff die Stelle des Beines unter dem Druck des Daumes, an der die Schlagader zu fühlen ist. So hat er es in der Grundausbildung beim DRK. gelernt.

Ein Handtuch her, um den Schenkel gewunden und mit einem Stück Holz fest angeknebelt! Dann den gefährlichen „Schürzenverband“ von der offenen Wunde entfernt. Das könnte eine böse Infektion geben!

Nach langen, bangen Minuten kam der Arzt. Er stellte fest, daß er wohl zu spät eingetroffen wäre, wenn der DRK.-Mann nicht so schnell sachgemäße Erste Hilfe geleistet hätte.

Vater Müller marschiert heute stramm in der DRK.-Bereitschaft, der auch sein Lebensretter angehört. Die zehn Minuten damals hatten ihm manches klar werden lassen.

H. L.

Dorfstraße

Die Bauernhäuser stehen im Geleis
der Straße, Weiß an Weiß,
bald links, bald rechts breit hinter bunten Gärten.

Obwohl sich viele Monde jährten,
und Särge gingen, Wiegen kamen,
behielt doch jedes Haus den Namen
jenes Bauern, der mit einem Urthieb
sein Anfangszeichen in den Balken schrieb,
der, wie der Ahnen Schultern ihn einst trugen,
das Haus noch heute trägt in seinen Fugen.
Die Jahrzahl auch ist drinnen wohl verwahrt,
an die sich eine lange Reihe scharf
bis auf den heutigen schweren Erntetag
beim letzten hellen Abendglockenschlag.

O spitzer Giebel, bretterwarm umkleidet,
o Moosdach, das die Bienen weidet,
o Blumengärten, dicht davor,
o wunderbar geschwungnes Tor,
ihr klingt zusammen wie das Lied
des Dorfes, das die Stadt scheu mied;
sichtbar gewordne Volkemelodie,
geht es die Straße auf und ab wie sie.

Die Bauernhäuser stehen im Geleis
der Straße, Weiß an Weiß,
und Linden raunen traumverloren
an dunklen Dächern, runden Toren.

Hugo Gnielczyk.



DER TITZEBERG - AUFN.: WEGNER

Blick aus dem Fenster.

Es wird Abend. Ich sitze an meinem Fenster und schau über rote Giebeldächer und dunkelgrüne Obstbäume in die Ferne. Nach rechts hindert der Wasserturm den Ausblick. Und doch möchte ich ihn nicht missen, weil er dem Bild etwas Trukiges gibt. Die Siedlung liegt, ins Grün geschmiegt, vor mir. Dahinter zeichnen Pappeln und Weiden den Weg der Zinna bis nach Schmeisdorf. Kreuzendorf, mit seinem spitzen Kirchturm, zieht sich vor einer Höhe dahin, so nahe an diese herangerückt, daß man meint, es wachse aus der Mulde vor dem Berge empor.

Breite Felder haben in Sonne und Regen ihre grünen Gewänder mattgolden gefärbt. Wiesenraine trennen sie deutlich. Und hinter den wogenden Halmen stehen die Berge. Sie leuchten, in Abendschein gehüllt, herüber. Sie sind sonnenumflutete, hohe Straßen zur Ferne. Sie locken auch ihre Gipfel, in ihre dunklen, kühlen Wälder. Und es hindert uns nichts mehr, zu ihnen zu wandern. Die Grenze ist 1938 gefallen. Wohin unser Auge sieht, ist herrliches deutsches Gebirgsland. Es ist mit uns vereint, wie es einst gewesen. Tausend Wege schreiten höhenan.

Tausend Raine streben bergwärts. Tausend Wasser fließen herab. Das ist ein Strömen und Gegenströmen von Straßen und Gewässern. Und über alle Steigungen schwingt der Altvater seinen hellen Mantel. Sein Turm leuchtet zu uns. Mit dem Fernglas gesehen, rückt er noch näher, winkt wie ein großer Finger: „Komm zu mir! Halt Ausschau!“ Links von ihm liegen die Würfel der Petersteine in einer Senke, und noch weiter links schreitet die Hohe Heide nach der Seite. Noch ein Gipfel aus der Altvaterkette grüßt uns, es ist die Urlichkoppe. Wer zählt die schönen Tage, die wir schon auf und unter diesen Höhen verlebt haben! Häuser und Heime, Wasser und Wege, Wälder und Winkel, Schluchten und Ausblicke werden wach und singen ihre Lieder.

Vor der grünen Altvaterwand hüpfen die Vorberge bis über die glitzernden, glashellen Wellen der Oppa. Der kahle Huhlberg grüßt mit seiner Segelfliegerhalle. Der Zigeunerberg mit der Peter-Paul-Baude ist zu sehen. Moder, Burgstädtel, Dobersdorf, Liebenthal liegen behäbig da. Weiß flimmern die Häuser. Ein Flieger kommt von Freudenthal über das Dunkel der Berge und winkt herab.

Wenn zur Sonnenwende die Feuer auf allen Höhen flammen und ihr Rot in die versinkende Blut der Sonne taucht, da wird uns erst recht bewußt, wie schön unsere Heimat weit und breit im Umkreis ist und wie die Herzen für sie brennen als einem Teil von Deutschland.

DIE GRENZE FÄLLT BEI HOTZENPLOTZ - AUFN.: ARCHIV



Ruf der Heimat.

Der Mond schien. Die Vögel schliefen schon im nahen Walde. Es war eine warme Sommernacht. Von den Höhen kam ein Mann. Er blieb stehen. Vor sich sah er sein Heimatdorf Schönwiese liegen. Er lauschte. Hin und wieder bellte ein Hund. Konnte er sein Elternhaus erkennen? Dort schimmerte ein Dach. Das war es. Hastig schritt er weiter. Wie lange war er schon von Hause fort? Jahre waren dahingegangen. Plötzlich stand er still. Was war das? Er hörte ein starkes Rauschen, das nicht aufhörte.

„Das Wehr, das Wehr!“ rief er. Und er dachte daran, wie oft er dies vertraute Rauschen in seinen Träumen gehört hatte. Und jetzt klang es wirklich zu ihm. Es war ihm eine Melodie, schöner als alle Lieder der Fremde.

Er lief, so schnell er konnte, zum Wasser und schaute auf die glitzernden Wellen, die immer wieder das Wehr hinunterstürzten. Oft hatte er als Junge zugeesehen, wie Blumenforellen, Weißfische, Eltische (Eleritzen) und Gründeln über das Wehr sprangen. Oft hatte er selbst mit Korb und Angel Forellen gefangen. Im Sommer konnte er durch die Goldoppa waten. Sie war ganz feicht, nur hinter dem Wehr war eine Tiefe. Tausende von großen und kleinen Steinen hatte die Goldoppa von den Bergen bis hierher gerollt, Schiefer, Grauwade, Sandstein. Das Geröll bildete ganze Inseln. Ja, sie hatte von Hermannstadt bis hierher einen weiten Weg zurückzulegen.

Im Frühling aber nach der Schneeschmelze oder im Herbst nach großen Regenfällen brauste sie mit schmutzigem Wasser dahin und hätte ihn, den Knirps, einmal mitgerissen. Im Jahre 1905 und im Frühjahr 1940 sprang der wilde Fluß aus seinem Bette heraus, riß Ufer entzwei, stürzte Brücken ein und legte sich in die Gehöfte. Und er brüllte wie ein Riese das Tal entlang.

Im Winter fror das Wasser oft zu, nur am Wehr sprang es unter dem Eise hervor. Da kam der blaurückige Eisvogel zu Besuch, hackte das Eis auf und fing Fische.

Im Sommer hatte er oft die Wasseramseln mit weißem Kragen und brauner Weste und Bachstelzen dahinlaufen sehen.

Aus den Wipfeln der Bäume hörte er traumhaftes Zwitschern. Sie schliefen ja alle, die Meisen, Fliegenschnäpper, Stieglitz, Hänflinge und Zeisige in ihren warmen Nestern. Das Wehr rauschte. Wie oft hatte er es nicht, da er ein kleiner Junge war, gehört, wenn er in der Nacht erwachte. Das war so unsagbar schön, so beruhigend, so einschläfernd, daß er bald wieder in Schlummer gesunken war. Und in der Ferne war es die Stimme, die ihn immer wieder rief. Langsam schritt der Mann dem Heimathause zu. Von ferne ergelte das Wehr.



RÖSNITZ, KR. LEOBSCHÜTZ - AUFN.: KUNISCH

Blutsverwandtschaft diesseits und jenseits der Oppa.

Von Hans Werner, Bleischwitz.

Fahrhundertlang bildete das Gebiet um Jägerndorf, und zwar beiderseits der Oppa, eine Einheit. Zum ehemaligen Fürstentum Jägerndorf gehörten seit dem Jahre 1377 auch eine ganze Reihe Dörfer des Leobschützer Kreises. Erst durch die unnatürliche Grenzziehung nach den Schlesischen Kriegen wurde diese Einheit zerstört. Selbst ehemals geschlossene Dörfer wurden halbiert, wie dies bei Romeise, Geppersdorf, Troplowitz und Pilgersdorf der Fall ist. Es kann daher gar nicht wundernehmen, wenn zu beiden Seiten der Oppa dieselben Menschen leben, Menschen des gleichen Volkes und des gleichen Blutes. Seit jeher bestanden blutsmächtige Beziehungen, selbst nach 1742. Wie sollte dies auch anders sein? Die Stadt Jägerndorf bildete den Mittelpunkt des gesamten Gebietes. Hier trafen sich die Bewohner bei ihren Kirchgängen, in den Schanzhäusern und auf den Jahrmärkten. Hier verkauften sie ihre Erzeugnisse und besorgten ihre Einkäufe. Im fürstlichen Rent- und Kastenamt hatten sie ihre Verpflichtungen gegenüber ihrem Grundherrn nachzukommen. Dann führte

die Menschen die gemeinsame Arbeit, der Robot, zusammen. Hier an den Teichen, beim Fischen und Schlämmen, bei Ufer-, Damm- und Wehrbauten, bei den Feldarbeiten während des ganzen Jahres, beim Holzfällen in den Wäldern — da lernten sie sich kennen und schätzen, da wurden auch Bande geknüpft fürs Leben.

Die Stadt Jägerndorf ist besonders stark mit den umliegenden Dörfern blutsmäßig verknüpft. Bereits 1280 wird unter den Bürgern ein Hermann von Neufirch und 1386 Nicasius Andreas Levizer genannt. Der Herkunftsname Bladner begegnet uns schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts recht häufig. In dem Bürgerverzeichnis, beginnend mit dem Jahre 1522, wird bei den neu aufgenommenen Bürgern auch oft der Herkunftsort genannt. So erfahren wir, daß namentlich Handwerker aus Ratscher, Reisse, Leobschütz, Neustadt, Ratibor, Bleischwitz, Komeise, Piltzsch, Pommerswitz, Roben, Rösniß, Wiendorf, Zauchwitz usw. wiederholt das Bürgerrecht erlangen. Allerdings ist die Zahl der aufgenommenen Fremden während der ersten 100 Jahre verhältnismäßig gering und beträgt, wie Herr Professor Rober im „Ländchen“ (Beilage der Jägerndorfer Bezirkszeitung) schreibt, nur 155 Personen. Es ist jedoch zu berücksichtigen, daß bei der Aufnahme nicht immer die Herkunft verzeichnet wurde. In den späteren Jahren, besonders nach dem 30 jährigen Kriege, nimmt die Zahl der von auswärts stammenden Bürger außerordentlich zu, und viel mehr Dörfer des Leobschützer Kreises werden unter den Herkunftsorten genannt.

Über die Versippung der Dörfer des Oppalandes haben wir vor Errichtung der Matriken leider keine genauen Belege. Allerdings läßt das aus dem Jahre 1523 stammende Landbuch des Fürstentums Jägerndorf, welches den ältesten Personenstand dieses Gebietes enthält, einige Rückschlüsse in dieser Richtung zu. Zunächst fällt uns auf, daß das genannte Landbuch zum weitaus größten Teil deutsche Namen aufweist. Ein Beweis, daß bereits vor 400 Jahren die Gegend um Jägerndorf rein deutsch war. (Womit nicht behauptet werden soll, daß der Name allein die Nationalität seines Trägers kennzeichnet. Wir wissen, daß auch sehr viele Träger slawischer Namen zum Deutschtum gehörten.) Unter Bleischwitz werden genannt: Urbter, Bartsch, Rauffmann, Kittel, Fogel, Frölich, Fuks, Fränkel, Plener, Schwarz, Waggel, Werner, und nur ein einziger tschechischer Personen-

KITTELDORF - AUFN.: WEGNER



name kommt darin vor. Bei Piltzsch werden außer den schon genannten, u. a. noch folgende Personennamen verzeichnet: Bernard, Grpm, Haydrich, Haynrich, Hyrt, Hecht, Hartmann, Kremer, Neugepaur, Pauerfeindt, Rozmann, Schmid, Schobart und Ulrich. Wiederum sind nur einige wenige slawische Namen darunter. Bemerkenswerter aber ist, daß außer diesen noch eine Reihe anderer Personennamen im ganzen Fürstentum auftreten. Doch sicher ein Beweis dafür, daß schon damals die Versippung innerhalb des Oppalandes sehr stark gewesen sein muß. Auch in den späteren Urbarien kann man dieselben Beobachtungen machen.

Erst die Matriken geben uns genauen Aufschluß über den Umfang der Versippung. Die Kirchenbücher von Bleischwitz nennen unter den von auswärts einheiratenden Ehepartnern sämtliche Dörfer des ehemaligen Fürstentums Jägerndorf. Darüber hinaus entstammen viele auch noch einer Reihe anderer Ortschaften jenseits der Oppa.

Anlauf Michael 1661 von Breitenau. Seine Nachfahren sitzen über 200 Jahre auf dem Kretscham und üben das Richteramt aus.

Aust Hans 1696 als Weber von Jägerndorf.

Äscher Friedrich 1684, Äscher Christian 1715 — beide von Lichten.

Böhm Elias 1764 ebenfalls von Lichten.

Beyer George 1710 von Raase.

Bröttschel Michael 1624 von Lichten nach Zauchwitz. Heute ist die Sippe Br. über den ganzen Kreis Leobschütz und auch darüber hinaus verbreitet.

Habel Friedrich 1735 von Aubeln.

Lauffer Michael 1726 von Weißkirch. Er entstammt einem alten Müllergeschlecht, dessen Vorfahren 1658 in der Grasschaft ansässig sind. Große Männer bringt dieses Geschlecht hervor, und ist noch heute vielfach auf Mühlen ansässig. Ich verweise auf die Aufsätze von Rektor Hofrichter in der Leobschützer Zeitung: „Das weitverzweigte Geschlecht der Lauffer.“

Ludwig Josef 1783 von Lobenstein, dessen Nachkommen die Feldmühle noch heut im Besitz haben. Von Lobenstein erhält Bleischwitz den stärksten Zuflut.

Mader Michael 1704 in Dittersdorf.

Menschig Michael 1797 von Braunsdorf und siedelt sich mit seiner Familie hier an.

Pohl Johannes 1672 von Raase.

Popp Gottlieb 1799 von Alt-Langwasser bei Olbersdorf.

Spieske Hans Heinrich 1722 von Bransdorf, und

Wilsch Joh. Friedrich als Meischer 1766 von Lichten.

Außer den oben genannten Personen, von denen allen fast noch Nachkommen hier ansässig sind, heiraten in der Zeit von 1666 bis 1800 67 Männer und 48 Frauen aus 25 verschiedenen Orten jenseits der Oppa nach Bleischwitz. Nach der Teilung Schlesiens reißt die Verbindung mit „drüben“ nicht etwa plötzlich ab. Erst als die Robotablösung 1801, die Aufhebung des Mühlzwanges und anderer Verpflichtungen erfolgt, läßt der Zustrom nach, um nach 1810 fast vollständig zu versiegen. War bis dahin die Versippung des Dorfes Bleischwitz mit den Dörfern des Leobschützer Kreises sehr gering, so tritt im 19. Jahrhundert ein bedeutender Wandel ein. Als dann aber Jägerndorf zur Fabrikstadt emporm wächst, beginnt mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ein neuer, allerdings geringerer Zustrom, der bis gegen Ende des Krieges anhält, um dann abermals abzureißen. In dieser Zeit sind es Arbeiter, die herüber und hinüber heiraten, Bauernblut ist nach 1810 nicht mehr ausgetauscht worden.

Anderseits nahmen außer Jägerndorf auch die umliegenden Dörfer einen starken Menschenstrom von dieserseits auf, wodurch die Versippung noch beträchtlich verstärkt wird. Wo sollte denn der große Geburtenüberschuß, der in Bleischwitz bis 1800 die Zahl von über 1000 erreichte, hingekommen sein? Ein großer Teil davon blieb im Sudetenlande, wie ich dies bei der flüchtigen Durchsicht der Matriken einiger Dörfer feststellen konnte. Nur einige Beispiele:

Die Clauswitz (Klauswitz) werden 1523 erstmalig in Bleischwitz als Erbrichter genannt. 1573 kauft Hiob Clauswitz die Erbrichterei in Lobenstein und später finden wir die Cl. im ganzen Fürstentum verbreitet. 1665 heiraten Georg Sasse nach Braunsdorf, Sasse Simon und Heinrich Gretschel nach Lobenstein. Ebenso heiraten die Wilsch, Gröger, Müller, Hauke, Labres, Scheuch, Heidrich, Neugebauer usw. wiederholt hinüber und auch wieder herüber. 1725 war der Maurermeister Hans Werner, ein Bruder meines Urahnen, nach Hochschütz übersiedelt. Schon immer interessierte es mich, zu wissen, ob sich dieser Zweig meiner Sippe erhalten haben mag.



ROSNITZERIN - AUFN.: M. KRÖMER

Durch einen Zufall lernte ich einen Namensvetter in Troppau kennen, welcher in jahrelanger Arbeit seine Sippe erforscht hatte, und bei dem nach Hofsühz ausgewanderten Hans Werner am „toten Punkt“ angelangt war. Reiches Material konnten wir austauschen und die weite Verzweigung des Geschlechtes im ganzen Sudetenlande feststellen.

Wie schon vor 400 Jahren, so legen auch die heut beiderseits der Oppa anzutreffenden vielen gleichen Sippennamen Zeugnis ab von den Blutbanden, die uns miteinander verknüpfen. Wenn auch jahrhundertlang uns eine Grenze trennte und die Sippenbande gelockert wurden und vielfach in Vergessenheit gerieten, das Blut war das gleiche geblieben, trotz aller fremden Verlockungen. Nun, da die Grenzpfähle gefallen sind, wollen wir hoffen, daß mit den zunehmenden wirtschaftlichen Wechselbeziehungen auch wieder eine stärkere Versippung einsetzen wird.

PILGERSDORF - AUFN.: WEGNER



Das Eiszeitmesser von Goppau.

Eine Geschichte von den ersten Menschen im Leobschützer Lande.

Von Herbert Lindner.

Das dünne Eis gefrorener Regenpfützen knisterte und klirrte unter dem Tritte des einsamen Jägers, der in der rotdämmernden Frühe durch bereistes Moos und zwerbiges Kraut am Ufer des Trojagewässers gen Osten eilte. Sturmwolken flogen von Norden her und brachten, wie schon seit endlosen Sommern, Frost, gelben Staub und Nebelregen ins Land, kaum daß es einige wärmere Tage gegeben hatte. Schon begannen die Schwärme von Wildgänsen, Singschwänen und Enten, die auf den breiten Ries- und Schotterbänken des Talgrundes die Nacht gerastet hatten, mit ungeheurem Geschrei und Getöse sich zu erheben. Sie waren auf ihrem Fluge gen Süden begriffen, über jene blendend weißen Hügel und Berge hinweg, die wie eine unübersteigliche Mauer aufragten und die der Fuß des Jägers Man nicht zu überschreiten wagte.

Ihm und seinen Gesellen waren die Berge feindlich. Dort waren die Schlupfwinkel der riesigen Raubfäken, die oft genug auch noch an den Strömen der Niederung auftauchten, die den Jägern Heimat und Nahrung boten. Ach, immer spärlichere Nahrung. Der große Herr der Jagd, den man verehrte, war wohl fortgewandert, die Alten der Horde sagten, über die Eismauer im Süden in ein besseres Land. Der schlimme Frostrieße war gekommen, mit ihm seine rotzottigen gewaltigen Genossen, das Rüsselwesen mit den gebogenen Stoßzähnen, das Antier mit dem großen Horn auf der Nase und die grauen gefleckten Löwen, deren man sich nur mit Feuer erwehren konnte. Furcht war gekommen, Frost war gekommen, jährlich wuchsen die Gewässer und brachen den schützenden Wald. Männer und Weiber kamen von Norden — Schnee war liegen geblieben über den Sommer und die Mutigsten hatten weichen müssen vor blanker, meergrüner, riesenhoher Eismauer, die stetig sich heranschob und ungeheure Wasser spie. Verwüstet lag die alte Heimat viele, viele Tagesmärsche hoch im Nordwesten. Auch Man, der letzte einsame Mutige, hatte weichen müssen, als der kurze Sommer kam. Aus den verwüsteten Sand- und Schlammflächen am Eisrande hatten sich Milliarden und Milliarden von Mäden erhoben, und das letzte jagdbare Wild war entwichen. Steigendes Bodenwasser hatte Mans Feuer ertränkt. Da war er aufgebrochen in eiliger Flucht, den Genossen nachzueilen, die schon im Frühjahr abgezogen waren nach Südosten. Hunger und Entbehrung hatten ihn fast entkräftet, seine kalte Nahrung waren die Reste der Mahlzeiten der grauen, gefleckten Riesenlöwen, welche in den Mammutherden die jungen Tiere schlugen. Noch trugen die weiten baumlosen Flächen nur wenige Beeren. Und immer noch hatte er von der Horde keine andere Spur gefunden als verlassene Raßstätten mit Aste und Knochen.

Man war ein stämmiger Kerl. Seine sonnenverbrannte Haut war lederzäh und hellfarbig, sein Haar war schlicht und rostig. Unter wohlgewölbter Stirn saßen ein Paar braungrüne, mutig blickende Augen, überragt von mächtigen Brauenbögen. Sein Kinn sprang vor. Stolz nannten er und seine Leute sich die „Redenden“. Anders waren sie wie jene Stämme am Untergang der Sonne, die dunkelhaarig, stirnlos und stumm nur tierisches Geschrei hervorbrachten und Steinkeile in der Faust trugen. Mans Waffe war der Holzspeer und das Steinmesser, mit dem er seine hölzernen Waffen fertigte. Seine Kleidung bestand aus zugeschnittenem und mit Sehnen vernähten buntem Pelzwerk. Auch darin waren er und die Seinen anders als die Westleute, denn diese gingen in ihrem wärmeren Lande nackt und bemalten sich mit roter Erde.

Gestern war Man die Speerspitze gebrochen, als er am Flusse eine Ente erbeuten wollte. Der alte Schaft mußte neu geschärft werden. Weit getrennt von seiner Horde besaß er kein Feuer, mit dem er das kostbare zähe Holz hätte leicht anspitzen und härten können. So mußte er sich ein Messer schlagen. Hunger und Frost quälten ihn, Furcht wollte ihn krallen. Oben auf den Höhen, das wußte er, kam grober Ries und Geröll zum Vorschein. Dort lag auch der Stein, aus dem Man Messer fertigte. Als er die nächste Höhe erklimmen hatte, fand er ein passendes Stück. Im Angesichte der aufgehenden Sonne hob er die Arme, den Segen des wärmespendenden großen Herrn der Jagd herbeizurufen. Dann ergriff er einen Kiesel und spaltete mit geschickter Hand vom vorgefundenen Feuersteinblock Klinge um Klinge, bis ein breites, quadratisches Stück ihm gefiel. Nun schabte er mit dessen scharfer Kante seinen Holzspeer vorsichtig zurecht, indem er die Schabekante durch kleine Schläge immer wieder nachschärfte. Endlich war das mühsame Werk geglückt. Dankbar erhob der Jäger die Augen zur höher gestiegenen Sonne, die eben durch die Wolken brach. In ihrem goldenen Licht erglänzte weithin das bereifte Land. Fern im Osten dehnte sich eine weite Niederung, durchflossen von breitströmendem Flusse. Scharf lugt der Jäger Man. Weit in der Ferne kreisen Raubvögel wie winzige Punkte. Eine jähe Freude durchzuckt sein Herz: Ganz, ganz fern am Horizonte, kaum erkennbar im Glasklaren entdeckt sein Auge unter den kreisenden Vögeln eine winzige, wirbelnde Wolke: Rauch! Rauch! Wo Rauch ist, da ist Feuer, da sind die Genossen. Das Feuersteinmesser fliegt zur Seite. Wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil stürzt Man dahin — zu den Freunden, zur Geborgenheit in der Gemeinschaft. Leben winkt ihm, Feuer und Nahrung. Vergessen sind Tod und Furcht.

★

240 000 Jahre später fand der schlesische Vorgeschichtsforscher Volko Freiherr von Richthofen im Trojatal bei Soppau unter dem Entenberge 15 Meter tief in den Sanden einer Riesgrube das Messer Mans. Die Eiswässer hatten es hoch mit Sanden überschichtet, eine dritte Eiszeit hatte den Lößlehm darüber aufgeweht. Aber die Geschichte vom Vorsahren aus

den Urtagen des Leobschützter Landes hatte es bewahrt und meinem lauschen-
den Innern berichtet.

Wir wissen heute, daß Mans Horde aus Mitteldeutschland, aus der
Gegend von Leipzig, vor dem vorrückenden Eise der zweiten Eiszeit am
Gebirge entlang nach Südosten auswich und bis in den Kreis Ratibor,
vielleicht bis ins südliche Mähren, gelangte. Diese Klingenkulturmenschen
sind keine Neandertaler, sondern die echten Vorfahren des heutigen Euro-
päers gewesen. Sie sind die ersten Menschen, die nach unserem heutigen
Wissen in Schlesiens auftreten.

Mans Eiszeitmesser aus Goppau und die Feuersteingeräte der Rati-
borer Horde liegen im Landesamt für Vorgeschichte in Ratibor, Zwingen-
straße, wo sie uns der Leiter des Landesamtes, Dr. Raschke, gern zeigen
wird.

Die Burgen von Bladen.

Der an vor- und frühgeschichtlichen Bodensunden überreiche Kreis
Leobschütz hat bei Bladen einzigartige Bauwerke aufzuweisen. Aus-
grabungen zu Beginn des Jahres 1929 haben ergeben, daß sie z. T. in
vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit errichtet worden sind.

Vier Burgen verschiedener Art gibt es in Bladen. Das 1567 ge-
gründete Wasserschloß in der Trojaniederung wie die am Fuße der wohl
aus dem 13. Jahrhundert stammenden Nikolauskirche liegende Burg haben
eine Untersuchung noch nicht erfahren. Einen Kilometer westlich davon
liegt in der sogenannten „Hecke“ eine riesige Burg von etwa 300 Meter
Durchmesser. Ringsum zieht sich ein mächtiger Wall, einst eine Mauer
aus Holz und Lehm. Im Wallgraben selbst konnten kennzeichnende Scher-
ben in einer Erdschicht gefunden werden, die einwandfrei erwies, daß die
Holz-Lehmmauer in der Zeit von 800 bis 500 v. Chr. bestand. Den
Völkerstürmen dieser Zeit muß diese Burg, die Fliehburg eines Dorfes,
zum Opfer gefallen sein. Aus jüngeren Zeiten schweigen die Funde, trotz
der günstigen Lage der Stelle. In der Altsteinzeit und in der jüngeren
Steinzeit (Stichreihenkultur und Ende der jüngeren Steinzeit) haben hier
bereits Siedlungen bestanden, freilich unbefestigt und nur durch die günstige
Lage am Steilhang geschützt. Ein Grauwade-Steinbruch hat einen Teil
des frühneolithischen Walles zerstört.

Auch die 500 Meter westlich von der Nikolauskirche gelegene soge-
nannte Schwedenschanze auf der Landzunge zwischen Troja- und Henner-
witzer Wasser ist durch einen weiteren Steinbruch nach Grauwade und
durch eine Riesgrube z. T. beschädigt worden. Hier umschließt ein mäch-
tiger Ringwall ein 30 bis 40 Meter im Durchmesser messendes Mittelstück,
auf dem einst ein Bau, wahrscheinlich das befestigte „Hus“ des Herrn

von Bladen, gestanden hat. Die hinter dem heutigen Wall aufgefundenen Scherben erweisen, daß die Burg im 14. bis 15. Jahrhundert dagewesen ist. Nirgends findet sich eine Spur von steinernem Mauerwerk, der Wall muß einst aus einer Mauer von Holz und Lehm bestanden haben. Abdrücke beweisen, daß der befestigte Mittelbau in der noch heute im Kreise Leobschütz üblichen, z. T. feuerficheren Fachwerk- oder Leimesbauweise errichtet war. In solchen einfachen Burgen wohnten die Ritter, die, wie die Geschichte meldet, seinerzeit Leobschütz belagert haben; die Grabsteine ihrer unmittelbaren Erben kann man noch heute in der Nikolauskirche sehen.

So bieten uns die Burgen von Bladen geradezu ein Musterbeispiel für die im Kreise Leobschütz vorhandenen mittelalterlichen und vorgeschichtlichen Burgen, und es ist wahrscheinlich, daß sich noch manche interessante, auch vorgeschichtliche Befestigung in dem Kreise Leobschütz unerkannt befindet.

Verschwundene Burgen aus dem Kreise Leobschütz.

Burg Branitz.

Das Troppauer Land war in früheren Zeiten gegen feindliche Einfälle durch zwei mächtige Burgen geschützt. Nach Süden war die Burg Grätz vorgelagert, im Nordwesten hielt die Schellenburg treue Wacht. Doch waren diese beiden Burgen nicht direkt den feindlichen Angriffen ausgeliefert, sondern sie ließen ihrerseits bereits durch eine Vorburg den Ansturm der Feinde aufhalten. So erklärt sich, daß die Burg Grätz von Branka (Tor) gedeckt wurde, während sich vor Lobenstein die Burg Branitz (von branka-Pforte) befand. Diese Vorburgen, die gleichsam die Pforten darstellten, waren natürlich mit der zugehörigen Hauptburg verbunden. So lief auch von der Burg Branitz nach der Schellenburg ein unterirdischer Gang. Da an der Burg Branitz die alte Handelsstraße nach Mähren vorbeiführte, hatte sie auch den Schutz des Verkehrs zu übernehmen.

Leider läßt sich der Gründer, sowie das Gründungsjahr der Burg nicht feststellen, da die Urkunden darüber schweigen und auch in der Volkstradition hierfür keine Anhaltspunkte gegeben sind. Doch ist die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß die Burg zur Zeit Ottokars II. (1253 bis 1278) von den Herren von Benesch aus dem hervorragenden Geschlecht der Kraware, als deren Stammsitz St. Krawarn gilt, gegründet worden ist. Nannte sich doch der Besitzer des Ortes, dem auch Lobenstein mit Ewilin, später Schellenburg genannt, gehörte, selbst Bennisch (Benedikt) von Branitz.

Urkundlich wird die Burg das erste Mal 1377 erwähnt. In dieses Jahr fällt nämlich die Teilung des Oppagebiets unter Wenzel und Přemko, Johann und Nikolaus, die Söhne der Herzogin Jutta von Falkenberg, die 1365 bis 1377 über das Leobschützer Herzogtum herrschte. Nach ihrem Tode im Jahre 1377 ging Leobschütz mit Zuckmantel und St. Neukirch an Nikolaus III. über, während Jägerndorf und Freudenthal an den Herzog Johann fielen. Burg Branitz fiel damals in den Teil der Herzöge Johann und Nikolaus. In der Urkunde hierüber heißt es: „Brenitz ganz mit der festen“.

Nun hören wir über 200 Jahre nichts mehr über das Schicksal der Burg. Zwar kommt in dieser Zeit in der Troppauer Landtafel der Ort Branitz öfters vor, doch findet die Burg keine Erwähnung. Erst im Jahre 1594 wird wieder in einem Kaufvertrag auf sie hingewiesen. In diesem Jahre veräußerten die vier Schwestern Susanna, Katharina, Bohunka und Elisabeth Stosch das Dorf mit der Burg an Wilhelm Rusp von Mukodil in Mähren.

Zu Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die Burg zum Teil abgetragen. 1863 erfolgte ihre Umwandlung in eine Brauerei. Die Wallgräben gaben nach ihrer Überwölbung hervorragende Kellereien ab. 28 Jahre später wurde die Brauerei aufgegeben und die Räume dienen seit dieser Zeit dem Betrieb einer Mälzerei.

Burg Nasfile.

Wohl nichts erinnert mehr an die Tatsache, daß es einst auch eine Burg Nasfile (Nassiedel) in unserem Kreise gegeben hat. Nicht einmal in der Tradition des Volkes ist darüber etwas zu hören. Eine russische Chronik berichtet im Zusammenhang mit der Schilderung eines Kriegszuges aus dem Jahre 1253 von dieser Burg. In dieser Zeit stand König Bela von Ungarn im Kampf mit dem böhmischen Kronprinz Ottokar um den Besitz Österreichs. König Bela rief seinen Schwiegersohn Herzog Boleslav von Krakau und den Fürsten Daniel von Halicz und dessen Sohn Leo zu Hilfe. Als sich die Heere vereinigt hatten und sich anschickten, bei Cosel die Oder zu überschreiten, stieß Herzog Wladislav von Oppeln zu ihnen. Man zog gemeinsam gegen Troppau, verwüstete das Land, konnte aber Troppau selbst nicht nehmen, das unter dem Befehl des tapferen böhmischen Feldherrn Andreas, eines Ahnen der Krawarze, sich mannhaft behauptete. Die Verbündeten zogen deshalb plündernd die Oppa aufwärts, bogen aber bald nördlich ab und griffen die Burg Nasfile an, wo polnische und russische Soldaten gefangen gehalten wurden. Die Burg unterlag dem ersten Ansturm Daniels, zumal sich die Besatzung, durch die überlegene Anzahl der Feinde eingeschüchtert, sofort ergab. Daniel gewährte der Besatzung freien Abzug, ebenso wurden die polnischen und russischen Gefangenen freigelassen. Auf der Burg aber wurde eine Siegesfeier veranstaltet. Da über das weitere Schicksal der Burg nichts mehr erwähnt wird, ist anzunehmen, daß sie beim

Abzug der Russen und Polen im Jahre 1253 zerstört und nicht mehr aufgebaut worden ist. Schon eine Teilungsurkunde vom Jahre 1377, wonach Nassiedel in das Los der Herzöge Nikolaus und Johann kam, berichtet nichts mehr von der Burg.

Burgstädtel bei Pilgersdorf.

Zwar läßt sich über das Vorhandensein dieser Burg nichts Urkundliches sagen. Doch in der Tradition des Volkes wurzelt das Bewußtsein, daß zwischen Dobersdorf, Pilgersdorf und Moder eine Burg gestanden habe. In der Nähe des heutigen Burgstädtel liegt ein Berg, vom Volk Burgberg genannt — nicht zu verwechseln mit dem Burgberg bei Jägerndorf —. Hier fand man tatsächlich Reste einer ehemaligen Burg und eine Art Schanzgraben kann man heute noch sehen. Der Ritter von Dobisch soll der Sage nach hier seinen befestigten Wohnsitz errichtet haben. Auch läßt ja der Name „Burgstädtel“ einen berechtigten Schluß auf das ehemalige Vorhandensein einer Burg zu. Richtiger wäre allerdings die Bezeichnung Burgstadel. Denn es hat sich wahrscheinlich am Fuß der heutigen Kolonie ein Wirtschaftsgebäude (Stadel) befunden, das zur Burg gehörte. Die heutige Kolonie entstand als Siedlung für landwirtschaftliche Arbeiter des Gutes Pilgersdorf, das an dieser Stelle ein Vorwerk besaß. 1843 kauften die Bauern dieses Vorwerk und teilten den Acker unter sich.

Burg Zamczisko.

Südlich von Liptin, in der Richtung auf Rösnitz zu, befindet sich eine Anhöhe, die den Namen Zamczisko führt. Hier befand sich in früherer Zeit eine Ritterburg. Zwar fehlt für diese Tatsache jede urkundliche Bestätigung, aber die Volksüberlieferung weiß manches darüber zu erzählen. Danach sollen auf der Burg Raubritter gehaust haben. Aus Furcht vor diesen finsternen Gesellen wurde jene Gegend „Peklo“ (Hölle) genannt. Und tatsächlich ist auch heute noch jene Flurbezeichnung üblich. Pfarrer Dreßler (1837 bis 1856), der für eine Pfarrchronik Material gesammelt hat, hat aufgezeichnet, was man sich zu seiner Zeit noch im Volke erzählte. Er schreibt, daß die mündliche Überlieferung von der Burg durch die Tatsache gestützt werde, daß beim tieferen Umgraben Bausteine und Kriegsgeräte gefunden werden. Auch die Namensklärung des Wortes Zamczisko läßt den Schluß auf eine verschwundene Burg zu. „Zamek“ bedeutet nämlich soviel wie Burg oder Schloß. Die Endung „isko“ gibt das, was nicht mehr da ist, an, also das Verschwundene. Zamczisko bezeichnet also die verschwundene Burg.

Burg Hratschein.

Das Dorf Hratschein ist unzweifelhaft ursprünglich um eine Burg entstanden. Das sagt schon der Name. Hradcany bedeutet im Mährischen Schloßbezirk oder auch Burghewohner. Die Burg Hratschein war sozu-

jagen eine Vorburg vor der nur eine halbe Stunde entfernten Hauptburg Nasile, ähnlich wie die Burg Branitz die Eingangspforte zur Schellenburg darstellte.

Die erste urkundliche Erwähnung dieser Feste finden wir im Jahre 1498. Die Fürstin Barbara von Jägerndorf ließ nämlich damals dem Besitzer von Klemstein, Bernhard Pivce und seinen Verwandten den Hof mit den Feldern, den Kretscham und den ganzen Nachlaß des verstorbenen Hradcansky sowie die Burg in die Landtafel eingliedern. Im nächsten Jahre schon übertrug Christophor Pivce von Klemstein die Burg, den Hof, das Gasthaus sowie den übrigen Nachlaß des verstorbenen Wenzel Hradcansky seinem Bruder Bernhard von Klemstein als Erbeigentum. Daß die Burg schon lange Zeit vor dieser Eintragung in die Landtafel bestanden hat, ist ebenso sicher, zumal der Ort mit dem Namen Hratschin bereits 1377 anlässlich der Teilung unter die Herzöge Johann und Nikolaus genannt wird und eine Bezeichnung des Dorfes mit diesem Namen ohne Vorhandensein der Burg sinnlos wäre.

Die Volksüberlieferung weiß zwar nichts mehr von einer Burg, aber doch von einem Schloß (zamek) zu berichten, das an jener Stelle gestanden haben soll. Leider sind beim Schulbrande im Jahre 1892 drei große Laden mit noch ungefichteten Schriftstücken verbrannt, die sonst sicherlich in mancher Frage hätten Aufschluß über das Schloß geben können.

Die böse Höfle-Schulzin.

Erzählt von J. Rottler.

Etwa eine Viertelftunde vom Dorfe Türmitz entfernt, lag der Dömogreihof (auch Demiegreihöfel genannt) inmitten seiner Felder und Wiesen, von dichtem Busch und Waldparzellen begrenzt. Das Wohngebäude war ein ziemlich großer Bau ohne besondere Merkmale, wenn man nicht das Schuttdach über dem Hauseingang als solches auffassen will. Scheune, Stallung und Schuppen sowie ein kleineres Nebengebäude gehörten zur Vervollständigung des Hofes.

Die Gebäude machten den Eindruck ziemlichlicher Verwahrlosung. Es war das auch kein Wunder, denn in den letzten Jahrzehnten hatten die Besitzer häufig gewechselt, und keiner hatte etwas zur Instandhaltung getan, weil dafür nichts übrig bleiben wollte. „Es ruht kein Segen auf dem Hofe,“ sagten die Dorfbewohner und das nicht ganz mit Unrecht, denn keiner der Besitzer des letzten Jahrhunderts hatte es zu etwas gebracht.

Von dem Hofe, von den Dorfbewohnern kurz Höfle genannt, ging nämlich eine Sage und die erzählte folgendes:

Vor vielen, vielen Jahren schaltete und waltete auf dem Dömogreihofe eine gar gewalttätige und gefürchtete Frau. Ihren Mann, der das Amt eines Dorfschulzen in der Gemeinde Türmitz versah, habe man eines Tages tot aufgefunden. Es ging das Gerücht, daß er keines natürlichen Todes gestorben wäre. Freilich, Genaueres habe niemand sagen können. Keine Träne habe das Weib geweint, von Trauer keine Spur. Die Bewirtschaftung des Hofes nahm sie selbst in die Hand. Ihre Dienstleute habe sie wie Sklaven behandelt, und diese hielten es darum nicht lange aus bei ihr. Wehe den Knechten oder Mägden, die sich etwas zuschulden kommen ließen oder sich gegen ihre rohe Behandlung zu schützen suchten und sich zur Wehr setzten! Ein paar Bluthunde wurden auf die Armen geheßt, daß ihnen die Lust zu klagen ein zweites Mal verging. Ja, es wurde sogar erzählt, daß sich die Höfle-Schulzin — so nannte man sie — weil sie sehr klein von Gestalt war, auf Bänke und Tische stellte, um besser zuschlagen zu können, wobei dicke geflochtene Peitschen eine große Rolle spielten.

Es sei deshalb kein Wunder gewesen, wenn dieses entmenschte Weib bald in der ganzen Umgegend verrufen war und niemand bei diesem Teufel in Menschengestalt in den Dienst treten wollte.

Da sei eines Tages zu Beginn der Erntezeit gegen Abend ein Fremder von ganz unheimlichem Aussehen im Hofe erschienen und habe gefragt, ob er die Stelle eines Knechtes erhalten könne. Auf die Gegenfrage, ob er auch mit landwirtschaftlichen Arbeiten umgehen könne, ob er überhaupt etwas davon verstünde, habe er statt einer Antwort mit der rechten Hand die Deichsel eines vollbeladenen Erntewagens ergriffen und ihn, als obs ein Kinderspielzeug wäre, im Hof ein paar Mal hin und her gefahren und ihn wieder auf seinen alten Platz gestellt. Es sei das einzige Mal gewesen, daß man die Frau so etwas wie lachen gesehen habe. In ihrem Innern habe sie wohl die Vorteile erwogen, die ihr so ein Knecht mit Riesenkräften bringen könnte. Nach dem Lohn befragt, habe der Fremde zur Antwort gegeben: Den solle nur sie feststellen, er sei mit allem zufrieden. Außer dem Lohn noch Beköstigung und Unterkunft. Des war die Dömogreihoferin wohl zufrieden, und durch Handschlag wurde der Fremde in Dienst genommen. Dieser Handschlag mußte wohl seitens des Knechtes etwas zu kräftig ausgefallen sein, denn die Frau stieß einen Schrei aus, weil es wie Feuer in ihrem Arm brannte.

Jedem andern Menschen wäre die ungeheure Kraft des Fremden aufgefallen, nicht so der Höfleschulzin. Daß er seine Bärenkraft womöglich einmal gegen sie selbst in Anwendung bringen könne, daran hat sie wohl kaum gedacht, und wenn, wozu hatte sie denn ihre beiden Bluthunde!

Der neue Knecht blieb also auf dem Hofe und tat seine Arbeit wie einer, der zeitlebens in der Landwirtschaft beschäftigt gewesen sei. Nichts war ihm zuwider, überall griff er zu. Seine Bärenkräfte ließen ihn die schwerste Arbeit spielend leicht überwinden. Blieb ein Wagen auf schlechtem Wege oder auf dem Acker stecken, spannte er die Pferde aus, ergriff

die Deichsel und in wenigen Augenblicken war der Wagen flott. Ein alter Baum sollte umgehauen werden. Stundenlang mühten sich ein paar Arbeiter umsonst. Da kam der „Neue“ hinzu, stemmte sich mit dem Rücken gegen den Stamm und ehe man sichs versah, stürzte der Baum krachend zur Erde nieder. Grauen und Entsetzen packte die Zusehenden, denn so etwas konnte doch nicht mit rechten Dingen zugehen. Niemand hat den Fremden je ein freundliches Gesicht machen oder gar lachen gesehen. Er sprach nur, wenn er gefragt wurde und da auch nur das Allernotwendigste in einem schnarrenden, näselnden Tone.

In einer schwülen Nacht sei ein furchtbares Gewitter über das Gebirge heraufgezogen. In den Lüften habe es gebrüllt, als ob das wilde Heer im Anzug wäre, der Donner habe sich angehört, wie wenn Höllengesister ein gräßliches Lachen angestimmt hätten und von den unaufhörlichen Blitzen sei die Luft von Schwefelgestank erfüllt gewesen. Über dem Dömogreihof habe das Unwetter am fürchterlichsten getobt; mehrere Male sei der Blitz herniedergefahren ohne jedoch zu zünden.

Am andern Morgen fand man die Besitzerin mit umgedrehtem Genick in der Stube liegend, am Halse das Mal wie von zwei verbrannten Händen, neben ihr die beiden Bluthunde mit heraushängender Zunge. Der fremde Knecht war und blieb verschwunden. Es dauerte gar nicht lange, und man erzählt sich, der Fremde wäre der Leibhaftige selbst gewesen und die Dömogreihöferin, die man auf dem Grenzweg ihrer Gemarkung verscharrt hatte, ginge um. In Begleitung von zwei großen schwarzen Hunden suche sie mit umgedrehtem Genick um die Stätte, wo sie jahrelang ein so juchelbeladenes Leben geführt hatte.

Soweit die Sage vom Dömogreihof bei Türmiz.

Der geheimnisvolle Lederbeutel.

Gerhard war das erste Mal beim Großvater in Stolzmuß zu Besuch.

An der Wand hing in einem Glaskästchen ein Lederbeutel. Da war Gerhard neugierig und fragte: „Großvater, was hast du denn dort?“

Der Großvater lächelte und erwiderte: „In dem Beutel ist Ackererde von unserem Felde. Als ich 1870 im Kriege war, habe ich sie auf der Brust getragen.“

„Warum denn, Großvater?“

„Ja, Gerhard, wir Bauern lieben unsere Heimerde. Wir vergessen sie nie. Da habe ich sie mir nach Frankreich mitgenommen und beim Schlafen unter meinen Kopf gelegt. So habe ich niemals auf fremder Erde geruht.“

Gerhards Augen wurden immer größer vor Staunen. Es stieg in ihm eine kleine Ahnung auf, wie der Bauer mit seinem Acker verwachsen sei. Er schaute versonnen zum Fenster hinaus, hinter dem sich die braune Krume der Erde zum Hügel wölbte. „Großvater, kannst du mir etwas von der Heimerde erzählen?“

Da sagte der Bauer: „Komm, Junge!“

Er erhob sich von seinem Stuhle und stand immer noch stark und gerade da, obgleich Hunderte von Fältchen in seinem Gesichte lagen. Gerhard kam sich neben ihm klein und schwach vor. Der Bauer nahm den Jungen bei der Hand und stieg mit ihm über die Felder.

„Großvater, bei welchen Soldaten hast du gedient?“

Da stieg ein stolzes Lächeln in des Alten Gesicht. Er richtete sich noch strammer auf und entgegnete: „Bei den Gardekürassieren, den schweren Reitern. Wir haben den Franzmann gejagt, daß er geflohen ist, als ob der Teufel hinter ihm her wäre.“

Auf einem Hügel blieben sie stehen. Der Bauer zeigte über den weiten, grauen, staubigen Herbstader. Dann sprach er:

„Über ganz Deutschland lag einmal dickes Eis. Das Eis der zweiten Eiszeit schmolz. Viel Wasser lief in die Täler ab, anderes verdunstete. Das Land lag voll von Sand, Schlamm und Steinen, von der Sonne getrocknet, wie eine Wüste da. Dazu war es hier kalt. Keine Blumen, kein Gras, kein Baum, kein Strauch, ja überhaupt keine Pflanzen wuchsen hier. Kein Regen fiel. Aber Tag und Nacht bliesen ungeheure Winde über diese Wüste. Sie wirbelten den feinen Sand, den Tonstaub und den Kalkstaub in die Luft. Sie jagten ihn bis zu uns. Der Staub hat sich an unseren Hügeln und Bergen gestoßen. Er fiel vor ihnen immer wieder in die Talrinnen nieder und füllte sie aus. Er fiel auch an windstillen Orten nieder. So legte sich eine Schicht von Kalk, Ton und Sand über unsere Heimat. Das ist der Löß, den du hier überall siehst, der den fruchtbaren Boden abgibt.

Der Wind brachte, als es wärmer wurde, Pflanzensamen mit, und so sind hier zuerst Gräser gewachsen. Es sind damals auch die ersten Tiere in diese Gegend gekommen: Elefanten, Bären, Wildesel, Steppenhasen, Hirsche, Wölfe und kleinere.

Heute ist der Lößboden sehr fruchtbar, weil wir genügend Regen haben. Besonders ist er für Weizen, Rüben und Gerste gut.

Gib acht, jetzt steigen wir zu einer Sandgrube herab. Dort siehst du ganz oben über dem Sand die Lößschicht als Ackerfrume. Sie ist hier einen Meter stark, an manchen Stellen ist sie noch stärker.“

Der Großvater ging an die Lößwand heran und stoßerte mit seinem Krückstock in ihr herum. Bald brachte er ein kleines kindartiges Gebilde hervor. Er hob es auf, rieb es sauber und zeigte es dem neugierigen Gerhard: „Siehst du, das ist ein Lößkindel, hier kannst du den Kalk deutlich sehen, denn es besteht zum größten Teil aus ihm.“

Der Junge schaute die Felder rings umher. Er sah ihr Werden nach Eis und Wasser, in Stürmen, Kälte und Hitze. Und er sprach: „Großvater, es ist doch schön, wenn man weiß, wie unser Acker geworden ist.“

Mit heiliger Scheu betrachtete er nunmehr den Lederbeutel mit der Heimaterde.



BASALTBRUCH IN ALTSTETT - AUFN.: RÖHRIG

Der feuerspeiende Berg von Altstett.

Unsere Chaussee wurde neu gemacht. Unten packten die Straßenarbeiter große Grauwadensteine vom Huhlberg ein. Darüber schütteten sie Sand, den sie mit Wasser begossen. Dann fuhr die große Walze mit Fauchen und Klirren darüber, hin und her, bis die Fläche eben wurde. Über den Sand wurden kleine grauschwarze Steine geschaufelt. Dann warfen die Männer wieder Sand darauf. Sie fuhren mit dem Sprengwagen darüber. Dann ratterte wieder die Walze über Sand und Steine. Bald wurde die Straße glatt wie ein Tisch.

An der Seite lagen ganze Haufen dieser grauschwarzen kleingeschlagenen Steine. Ein Arbeiter sagte mir, daß diese Basaltsteine aus dem Steinbruch von Altstett seien. „Dort war vor vielen tausenden Jahren ein feuerspeiender Berg. Und wer das nicht glauben will, muß glauben, daß dort einmal ein vulkanischer Ausbruch war.“

Ein feuerspeiender Berg!“ staunte ich und sah im Geiste Flammen und Asche emporanschließen.

„Der Ausbruch ist durch Sprünge in der Erdrinde veranlaßt worden. Die Sprünge sind bei der Auffaltung der Alpen und der Karpathen in der Braunkohlenzeit entstanden. Damals wurde die schlesische Ebene, die vorher gleich hoch mit dem Gebirge lag, dem Gebirge gegenüber staffelförmig abgesenkt. Jede Staffel ist ein Bruch längs des Gebirgsrandes.

Basaltausbrüche erfolgten meist explosionsartig. Im Innern der Erde bildeten sich starke Schmelzflußgase. Sie durchpflissen die Deckschichten, mochten sie noch so mächtig sein, mit ungeheurer Gewalt. Es entstand ein Schornstein. Aus ihm stiegen dicke Dampf- und Rauchwolken empor. Einmal waren sie heller, einmal waren sie dunkler. In der Mitte aber leuchteten sie dunkelrot. Dort loderte das Feuer bis an die Wolken. Blitze und Flammen schlugen aus dem Rauch hervor. Donner rollten wie bei einem großen Gewitter. Glühendes Gestein und Asche flogen in die Luft. Runde Steine wurden wie feurige Kugeln hinausgeschleudert, die wir heute noch als „Bomben“ finden. Plötzlich floß schlammiges, kochendes Wasser und danach eine glühende flüssige Gesteinsmasse langsam den Schlot empor und hinaus. Der Schmelzfluß (Magma) bildete auf der Oberfläche einen Kuchen und erstarrte strahlenförmig zum Schlotausgang in Säulen. Das ist der heutige Basalt. Der Berg wurde still und hat sich seitdem nicht mehr gereg. Die Gletscher der zweiten Eiszeit wälzten Geschiebelehm mit großen Blöcken, die wir Findlinge nennen, und Feuersteine über ihn. Darüber wehten nach der dritten Eiszeit die Steppenwinde den Löß.

So lag der Basalt lange verborgen, bis man eines Tages die Bomben fand. Man grub weiter und stieß auf den Basaltberg, der 20 Meter mächtig ist. So dick ist der ausgestoßene Kuchen. Gelt, wenn das richtiger wäre, würdest du dich schon durchheßen?“

Ich nickte lachend. Der Arbeiter erzählte weiter: „Seit vielen Jahren wird der Basalt gebrochen und zum Bau von Kunststraßen benutzt. Dazu wird er durch Maschinen grob und fein zerkleinert.“

Der Arbeiter wandte sich plötzlich nach dem Gebirge um, zeigte in die Ferne nach einem kegelförmigen Berg und sprach: „Siehst du dort den Berg, der am weitesten nach Süden liegt? Der ist auch vulkanisch gewesen. Er liegt uns näher als der Annaberg. Das ist der Rautenberg zwischen Troppau und Freudenthal. Er ist 780 Meter hoch. Siehst du, der gehört jetzt auch zu uns. Den Altstetter Steinbruch und den Rautenberg mußt du dir ansehen, das lohnt sich schon.“

In der Nacht träumte ich von feuerspeienden Bergen, die mich verschütten wollten. Ich lief aus allen Kräften davon und schrie, was ich schreien konnte. Da weckte mich mein Bruder. Ich blickte auf und sah die Sonne als glühenden Ball aufgehen. Sie besteht ja noch aus Gasen, die brennen und uns Wärme und Licht spenden.

Gedanken über die Senishöhlen bei Matzdorf.

Ein kleiner Ausflug ins schöne Sudetenland.

Mein Freund, der bei mir zu Besuch weilte, hatte von den Senishöhlen bei Matzdorf, Bezirk Hohenploth, gehört. Und sofort war sein Voratz gefaßt, diese zu besuchen und zu erforschen. Mit Blitzlicht und Kamera wurde an einem schönen Vorfrühlings-Sonntagnachmittag dorthin

aufgebrochen. Es sollten unter allen Umständen einige Aufnahmen vom Innern der Höhle gemacht werden. Nach einstündiger Fahrt und Wanderung hatten wir von Leobschütz aus Mahdorf erreicht. Bald war die Lage der Höhlen am Fenishügel erfragt.

Es kostete zunächst einige Mühe, uns durch das Gestrüpp vor der Höhle hindurchzuarbeiten. Der mit schlanken Tannen bestandene Hügel selbst war unschwer zu ersteigen.

Menschen trafen wir nicht an. Aber wir fanden leicht den beschriebenen Fußweg, den die die Grenze abgehenden Finanzer oder Zollbeamten wohl getreten haben mögen. Und der Pfad brachte uns zum Eingange der Fenishöhle. Er war teilweise verschüttet, aber immerhin groß genug, Waghalsige und Beherzte einzulassen.

Mit einem „Glück aus!“ stiegen wir mit etwas Herzklopfen nun zur Unterwelt hinab. An giftige Gase, an Räuber oder Pächter dachten wir in unserem jugendlichen Wagemut nicht. Es wies ja auch so gar nichts auf ein Vorhandensein menschlicher Wesen in der Höhle hin . . .

Der Einstieg gelang glücklich. Und gleich hinter dem Eingange konnten wir uns schon aufrichten und aufrecht beim Scheine von Magnesiumlicht staunend durch eine große Höhle schreiten.

Sie machte, soweit wir im gespenstischen Halbdunkel schauen konnten, den Eindruck eines hochgewölbten finsternen unterirdischen Domes. Sie mag, ich weiß nicht, ob unsere Schätzung richtig war, stellenweise 15,5 und weiterhin auch 10 Meter breit sein. Auf die Feststellung der Länge verzichteten wir ganz. Von Tieren, Pflanzen oder Tropfsteinbildungen war nirgends eine Spur zu finden. Selbst Mooswuchs war nicht zu entdecken. Vergeblich suchten wir ab und zu auch nach Anzeichen, die verraten hätten, ob die Höhle einst von Menschen zu vorübergehendem oder dauerndem Aufenthalt benutzt worden wäre.

Der Boden ist mit Staub und herabgefallenem Schutt bedeckt; die Sohle stellenweise geneigt.

Ein frischer Luftzug in der Höhle sagte uns, daß irgendwo eine Gegenöffnung sein müsse, die wir selbstverständlich nicht zu suchen wagten.

Gleich seitlich dem Eingange zweigt sich ein zweiter niedriger, schlauchartiger Gang ab. Dem schenken wir weiter keine Beachtung, da wir keine Lust verspürten, ihn auf allen Vieren zu durchschreiten. Es mag sich um einen ehemaligen Wasserlauf handeln, der sich weithin erstrecken kann, wenn auch nicht bis nach Jägerndorf, d. i. 10 Kilometer, wie die Sage raunt.

Wir fertigten nun rasch und hastig bei Blichlicht zwei Aufnahmen, die, wie sich herausstellte, wider Erwarten gut gelungen waren, und stiegen eilig wieder zur Oberwelt hinauf. Dann hielten wir im Bilde noch den Eingang zur Höhle fest, vor dem eine Wand von porösem Sandstein bergan steigt.

Wir haben dann unsere Kenntnisse über Höhlen und Höhlenbildungen mit unserer heutigen Entdeckung verglichen. Dabei sind wir zu dem Schluß

gekommen, daß es sich weder um eine Tropfsteinhöhle noch um eine vulkanische Bildung handelt, sondern um uralte Wasserausspülungen.

Wie mögen nun diese Gewölbe- oder Schlauchhöhlen, die nicht sehr häufig sind, entstanden sein? In der sogenannten ersten Vereisung waren u. a. die Berge des Oppa- und Großelandes, das ganze Altvatergebirge hoch mit Eis überzogen. Die Schmelzzeit, die darauf folgte, verwandelte die Eismassen in ungeheure Wassermengen. Und letztere dürften die Auswaschungen im Erdinnern besorgt haben. Ob Gips, Kalk oder Salz ausgelaugt worden ist, war nicht festzustellen. Daß die Höhlen völlig trocken sind, spricht auch dafür, daß ihre Entstehung in eine Zeit reichlicher Niederschläge oder Wasser zu setzen ist.

Das Erlebnis dieser seltenen, viel zu wenig bekannten und wohl gar nicht besuchten Grotte, unsern der Leobschützer Kreisgrenze im sudetendeutschen Gebiet, blieb uns unvergeßlich. Leider bot sich später keine Gelegenheit mehr, sie genauer zu erforschen, zumal auch mein unternehmungslustiger Freund und ich selbst in die weite Welt verschlagen wurden.

Während andere Höhlen, wie beispielsweise die Adelsberger Grotte, die Dechenhöhle bei Letmathe i. B. usw. stark besucht werden, träumt die Grotte der Heimat traurig im tiefsten Dornröschenschlaf. Wollten wir sie nicht wie der Prinz aus dem todesähnlichen Schlafe erwecken? Allerdings müßte zuvor der Zugang, der seinerzeit absichtlich verschüttet worden sein dürfte, freigelegt, die Höhle vom Besitzer oder einem Unternehmer in sachkundige Verwaltung bzw. Verwahrung genommen und auf sie öfter in wirksamer Weise hingewiesen werden. An Besuchern dürfte es dann sicher nicht fehlen.

Im Dirscheler Gipsbergwerk.

Heute schickte der Vater Walter um Gips. Da hat ihn der Kaufmann gefragt, ob er auch wisse, woher der Gips sei. Walter wußte es nicht. Da sagte der Kaufmann: „Vielleicht ist er aus den Gipsgruben von Dirschel.“ Walter kam nach Hause und fragte den Vater, ob er schon einmal in den Gipsgruben von Dirschel gewesen sei. „Freilich,“ antwortete er, „willst du hin?“ „Ja, Vater!“ schrie Walter voller Freude. Da sagte der Vater: „In den Ferien fahren wir hin.“

Als die Ferien herangekommen waren, puhte Walter mit Eifer Vaters und sein eigenes Rad. Mutter packte allerlei in den Rucksack und Vater sagte noch: „Unterwegs wollen wir auch abtuchen, Erbswurst mit Einlage.“ Die Einlage verriet er nicht, trotzdem ihn Walter quälte, es zu sagen. „Überraschung!“ antwortete der Vater kurz und bündig.

Am einem frühen Morgen fuhren sie los. Das war eine köstliche Lust. Die Lerchen flogen auf und nieder und jubilierten. Blumen aller Arten standen an den Straßenrainen. Wernersdorf blieb links liegen. Durch das „puhlige Hohndorf“ mußten sie ihre Räder schieben. Dort besichtigten sie die Kirche mit Eingangstor und malerischer Mauer. Und der Vater



IN DIRSCHEL - AUFN.: WEGNER

erzählte, wie die Bauern sich früher selber gegen den Feind in ihren burgenartigen Kirchen gewehrt hätten. Er ließ überhaupt allerlei Menschen, die einmal im Leobschützer Lande gelebt hatten, an Walters Auge vorbeiziehen, so daß Felder und Straßen, Dörfer und Wässer belebt wurden. In Dreimühlen krochen sie in eine Windmühle hinein und hinaus. Das war ja wunderbar. Der Müller ließ die Mühle tanzen, daß es eine Lust

war. Und das Haus inmitten des Dorfes mit seinem Erker und den mächtigen Mauern, dem weiten Flur und dem steingebauten Keller sollte schon seit dem Dreißigjährigen Kriege stehen. Da wäre es ja fast so alt wie die Hohndorfer Kirche, die im Jahre 1600 gebaut wurde. Wie sauber und gefällig standen die Häuser in allen Dörfern in Reih und Glied. Deutsche Bauart, trugig und zweckmäßig! In Altstett besuchten sie den Schloßkeller. Hier hörte Walter die gruselige Sage von der bösen Gräfin, die ihre Tochter erschlagen hatte, weil sie einen Bürgersohn heiraten wollte. Da vernahm er, wie grausam sie auch gegen die Bauern gewesen war. Diese hatten den Ring pflügen und dabei selbst den Pflug ziehen müssen. Sie fuhrten am Altstetter Steinbruch vorbei und endlich über Liptin und Dirschel nach den Gipsgruben. Hier ließen sie ihre Räder oben im Kretscham. Dann stiegen sie hinab.

Walters Augen wurden immer größer. Er sah, wie aus der Erde kleine Wagen herausgefahren wurden. „Da sind ja Glasstücke drin!“ schrie er. Der Vater lachte: „Ja, so sieht es aus; aber das ist der rohe Gips.“ „Gips?“ fragte Walter, und der Mund blieb ihm offen stehen. „Ich denke, der ist weiß und staubfein wie Mehl?“ „Ja, dazu wird er erst gemahlen. Dieser hier wird nach dem Bahnhof Ratscher und von dort nach Oppeln gebracht. Dort wird er zermahlen und dem Zement beigemischt. Früher wurde er hier an Ort und Stelle von Wind- und Wassermühlen zerrieben und als Düngemittel oder als Bau- und Stuckgips verkauft. Das geschieht jetzt nicht mehr, da es zu kostspielig ist und weil es bessere Düngemittel gibt.“

Beide hatten Glück. Der Grubenbesitzer war da und wollte sie selbst führen. Der Stollen führte schräg abwärts ins Innere hinein. Tiefdunkle Nacht empfing die Besucher, nur spärlich leuchtete die Lampe. Viele geheimnisvolle Gänge taten sich nach allen Seiten auf. Immer tiefer ging es hinab, und immer schauerlicher wurde es Walter in diesem unterirdischen Reiche. Die Finsternis griff mit dunklen Fingern nach ihm. Endlich waren sie auf der untersten Sohle, die 36 Meter tief unter der Erdoberfläche war, angelangt. Dort erwartete sie eine große Überraschung. Mitten auf der Strecke war das Schmuuckästchen des Reviers, eine Grotte, die sich durch Auswaschung vor Millionen von Jahren gebildet hatte. Richtige Tropfsteinhöhlen öffneten sich vor den erstaunten Augen Walters. Wunderbare mattglänzende Gipskristallgebilde, Drusen genannt, zeigte der Besitzer. Die Wände glänzten wie Glas. Walter dünnkte sich in einem Märchenlande. Die Kleider der Gipsarbeiter sahen weiß wie die der Bäder aus. Das war lustig. Der Führer erzählte: „Der Gips liegt verschieden, niemals aber waagerecht. Er hängt nicht zusammen. Er liegt in sogenannten Kammern. Sie sind oft pyramidenförmig, wie diese dort, oder fallen steil, fast senkrecht ab. Ihre Dichte ist schwankend. Die gipsführenden Schichten sind etwa 78 Meter stark. In den Eiszeiten sind sie gewaltig zusammengengepreßt und an mehreren Stellen durchbrochen worden. So sind die Kammern entstanden.“

Walter konnte seine Wißbegier nicht bezähmen und fragte: „Und wie ist denn der Gips eigentlich geworden?“

„Das, mein Junge, sollst du gleich hören. Er ist so geworden wie das Salz von Wieliczka und mit diesem zusammen, also zu gleicher Zeit. Gips ist ein im Wasser lösliches Salz und im Meer in großen Mengen enthalten. Das oberschlesische Meer der Braunkohlenzeit ist ebenso verdunstet, wie heute etwa das Kaspiische Meer es tut. Schlamm, nämlich blauer Tegelton, Gips und Steinsalz blieben zurück. Das Salz, das besonders leicht löslich ist, wurde im Laufe der langen Erdgeschichte wieder ausgewaschen und ist verschwunden. Der Gips ist noch stellenweise, wie hier in Dirschel, erhalten geblieben; aber auch er wird vom Regenwasser, wenn auch langsam, aufgelöst. Dann entstehen Hohlräume in der Tiefe, die von oben her einbrechen, sogenannte Erdfälle. Oben kann man diese kleinen teichartigen Trichter sehen. Der Gips von Dirschel wird in vier Sohlen abgebaut. Von denen ist die oberste 12, die unterste 36 Meter tief. Das Stollenetz der Gipsgrube wird im ganzen etwa 20 Kilometer lang sein.“

Walter konnte einen Ausruf des Staunens nicht unterdrücken und sprach: „So lang! Und davon wissen die wenigsten im Kreise Leobschütz etwas. Und stürzen die Gänge nicht ein? Ich habe ja nirgends Stempel und Stützen, wie sie in den anderen Gruben sind, gesehen.“

„Ja, mein Junge, die Gipsstollen werden nicht verzimmert und die abgebauten Strecken nicht mit Sand verseht. Der Gips ist so fest, daß er beim Abteufen nicht einstürzt, und der Sandversatz ist so teuer, daß sich der ganze Bergbau nicht lohnen würde. Der Gipsbergbau von Dirschel ist 200 Jahre alt, also älter als der oberschlesische Kohlenbergbau. Von den 10 Gipsgruben sind heute nur noch zwei im Betrieb. Die Besitzer sind von Rudzinski und Proške. Täglich werden 140 bis 160 Tonnen Gips losgesprengt. Er gibt fast 100 Familien Brot.“

Sinnend schritten sie weiter. Da erfolgte plötzlich ein gewaltiger Donnererschlag, und die Erde bebt. Ein starker Luftdruck warf die Drei fast um. In der Nähe war Gips gesprengt worden. Als sie sich der Sprengstelle nähern wollten, wurde der Weg durch Berge von Gesteinsmassen versperrt. Über hundert Zentner Glasgips hat die Sprengung aus der Kammer herausgebrochen. Walter durfte sich ein schönes buntes Stück mitnehmen. Er sah nämlich zu seinem Erstaunen, daß der Gips nicht nur weiß, sondern in verschiedenen Farben vorkommt.

Langsam schritten sie wieder zur Höhe. Dankend gingen Vater und Sohn aus dem Reich der weißen Bergleute in einen wasserleeren Trichter, in dem bald ein kleines Feuer eine fabelhafte Erbsuppe mit Wursteinlage kochte. Nach dem Essen legten sie sich in den Schatten. Während der Vater schlief, blinzelte Walter über die Höhen. So schön hatte er sich eine Fahrt im Kreise nicht vorgestellt. Er nahm sich vor, die Heimat gründlich kennen zu lernen. Das hat er auch gehalten.



DIE ALTE STADTMAUER IN LEOBSCHÜTZ - AUFN.: WEGNER

Der Leobschützer.

Von Hugo Gnielczyk.

Das deutsche Volkstum ist niemals in sich abgeschlossen, sondern in ununterbrochenem Werden. Man kann es nicht so festlegen wie das Ergebnis einer Rechenaufgabe, das heute, vor tausend Jahren und in tausend Jahren dasselbe ist. Nadler sagt: „Die ganze deutsche Geschichte ist eine Kette fortgesetzter völkischer Schöpfungsläufe, ein Ring der Ablösung zwischen ausgeruhten und erschöpften Organen.“ Um dem Menschen und seiner Zeit gerecht zu werden, ist es unendlich wichtig, in der jeweiligen Gegenwart Chroniken zu führen, die das ganze Volkstum der Nachwelt überliefern. Dabei sind volkshundliche Aufzeichnungen nicht zu vergessen; denn die Geschichte allein kann dem Menschen von gestern nicht rekonstruieren. Die Volkskunde macht ja die Geschichte erst zur Kulturgeschichte. Die Volkskunde dient aber nicht nur kulturellen, sondern auch volkspolitischen Belangen. Ihre Ergebnisse sind deshalb in unserem Grenzland beim Nachweis des Deutschtums von größter Wichtigkeit.

Leobschütz, in sattgrünem Lößland gelegen, schon immer bäuerlich umfaßt, eingebettet ins Sinnatal, am Horizont von leichten Hügelreitern geschützt, hinter denen westlich wuchtig die Altwaterzinnen mit ihren Vorkurgen grüßen, alte Feste an der Grenze, die sich im Laufe der Jahrhunderte verlagerte, dienend dem Lande, dem Volk, dem Deutschtum, muß immer seine Wehrhaftigkeit zeigen. Und diese liebliche Landschaft mit seinem schweren Bauerntum und dieser Soldatengeist liegen dem Leobschützer, angefangen von der einstigen Bürgerwehr bis zur heutigen Garnison, im Blute.

Wenn wir sinnend durch die Straßen gehen und die Gebäude auf und ab schauen, sehen wir in ihnen den Ausdruck von Geschlechterfolgen in ihrem Leben, Streben und Sterben, in Macht und Ohnmacht, in Reichtum und Not. Jedes Haus, jede Straße, jeder Platz, jedes Denkmal erzählt uns seine Geschichte. Es ist aber nicht so wichtig, das Leben jedes einzelnen Hauses darzustellen, als vielmehr das Gemeinsam-Völkische.

Das Typische des mittelalterlichen Lebens ist das Brauchtum des Leobschützer Rechts und des daraus gefolgerten Volksrechts, das Brauchtum der einzelnen Stände, das religiöse Brauchtum, einbegriffen die Anschauungen aus germanischer Zeit. Die Naivität vergangener Zeiten ist das Spinnrad der Volksagen von Heren, deren es auch in Leobschütz gab, von Spußgeschichten um das Franziskanerkloster, um die Schwarze Schanze, um den hartherzigen Kaufmann, um die Brautlinde u. a.

Die alte befestigte und ummauerte deutsche Stadt mit ihren etwa 300 Häusern wäre wohl bis zur Stunde der Freizügigkeit eine nur durch Zuzug von Handwerkern sich wenig verändernde Gemeinde geblieben, wenn nicht Kriege aller Art gewaltsame Änderungen geschaffen hätten. Der heutige Personennachweis sagt uns, daß etwa zwei Drittel der Einwohner Zuzug

vom Lande, davon etwa ein Drittel aus dem hiesigen Kreise ist. Die Siedlungen nach dem Weltkriege mit einer Anzahl von Flüchtlingen ist hierbei wohl zu beachten. Wegen dieser wechselnden Bevölkerung ist von rasselundlichen Erhebungen in der Stadt selbst abgesehen worden.

Lassen wir den Menschen aus den Bauten sprechen: Die gotische Pfarrkirche, ursprünglich in Frühgotik gewesen, von der noch die ausdrucksvollen Süd- und Westportale vorhanden sind, die barocke Franziskanerkirche, die Annakirche in schlichter Renaissance, die frühgotische evangelische Kirche, die Marienstatue in jauchzendem Barock. Wir können uns nicht der Behmut enthalten, einerseits zu sagen, daß auf dem Wege von Mitteldeutschland bis hierher manches unterwegs verloren gegangen ist, andererseits, daß der deutsche Ostmensch mehr Kämpfer und Bauer als Künstler sein mußte. Reizvoll wäre es, den gotischen, den Renaissance-, den Barock-, den romantischen Menschen von Leobschütz darzustellen, etwa im Bürger Heinko, dem sozialen Helfer, oder in Martin Kinner von Scherfstein, dem Stadtschreiber, Dichter und Komponisten, der, des Schreibens satt, ganz der Kunst lebend, sich auf seine Güter zurückzog. Etwa in dem Leben der Johanniter oder der Stuhlrichter des Leobschützer Oberhofs. Oder in dem Kaiserlichen Poeten Tobias Aleuthner. Oder in dem Leben hervorragender Handwerker. Denken wir an einen Mann der Neuzeit. Während der Kürschmied Schulz bei der 4. Eskadron des Husaren-Regiments Graf Goehen die Pferde beschlug und behandelte, hatte sein Sohn hochfliegende Pläne. Er wurde Bildhauer in Berlin. Oder während der Vater vor der Schusterkugel hämmerte, nähte und spintisierte, lernte sein Sohn lateinische Vokabeln, studierte und wurde der bekannte Volkskundler Gymnasialdirektor Dr. Drechsler. Denken wir weiter an den Kaufmannssohn, den Archäologen Dr. Wilpert, an den Gymnasialoberlehrersohn, den Geschichtler Dr. Troska, an den Bildhauer Ondrusch, den Maler Karger uvm. Da sehen wir das Ringen, das Heraufwachsen einzelner Menschen aus bürgerlicher Enge.

Somit wiederum zeigen uns Akten alter und neuer Zeit Ichsucht und Gewinnsucht in Macht- und Rechtsstreitigkeiten, die das Gesicht des Kaufmanns und des Handwerkers oft verunstalten. Aber der Kampf der guten Kräfte gegen solche Elemente hat Kräfte ausgelöst, die sonst nie wach geworden wären. Opfer von falschem Kapitalismus, deren aufgekledste Stuckfassaden zu sehen sind, ist auch mancher Leobschützer geworden. Der Egoismus souveräner Fürsten hat keine großen Bauten, die ihren Namen heute noch rühmen würden, entstehen lassen. Die Bürger mußten Opfer für die Stadtbefestigung aufbringen, daher haben sie sich nur in wenigen älteren Kunstwerken ein Denkmal gesetzt. Das Stadtbild in seinem hellen offenen Charakter weist auf den kulturellen und volklichen Zusammenhang mit den Sudetendeutschen hin. Diese blutmäßige Verbundenheit äußert sich täglich.

Anvollständig wäre die Skizzierung des Leobschützers, wenn nicht neben seiner Religiosität, seiner Biederkeit, seiner Derbheit und seiner

Tapferkeit gedacht würde. Hierbei sei die Tapferkeit der Frauen besonders erwähnt. Der stillen und lauten Fröhlichkeit wurde in Späßen, Schwänken und Volksaufzügen genug gebröhnt. Der Truchplaz zu Pfingsten, der Nikolausumgang, die Fasching mit Umgang und Bafz begraben, ja sogar die Kirche zum Feste Christi Himmelfahrt, Feste von Schützengilde und Feuerwehr, Innungsfeste, Hochzeiten und Taufen, Veranstaltungen von „Kraft durch Freude“ und des BDU. boten und bieten der Lustigkeiten genug. Humor in Bauten und Bildern ist in Leobschütz nicht zu finden. Die Stadtoriginale nehmen eine besondere Stellung ein.

Durch die alten bäuerlichen Einwohner und durch Zuzug vom Lande sind in der Stadt ländliche Bräuche vorhanden, wie etwa zu Andreas, zu Weihnacht, zu Silvester, zur Erntezeit usw. Als germanischer Frühlingsbrauch, der aber nicht mehr geübt wird, sei das unter dem Namen Judasfeuer und Judas austreiben bekannt gewesene Winteraustreiben genannt. Der früher geübte Passionsumzug am Karfreitag mit dem großen Kreuz scheint der Rest eines Passionsspiels gewesen zu sein. Die Musikalität der Leobschützer ist allgemein bekannt.

Zum hiesigen Dialekt kann man sagen, daß er gesunkene Mundartmischung aus der Umgegend, dem Heimort der Zugezogenen, ist, ähnlich wie es in Jägerndorf der Fall ist.

Die Besatzungszeit, vergangene Wohnungsknappheit und Arbeitslosigkeit haben manches Elend geschaffen, unter dem noch die Jetztzeit leidet.

Zusammenfassend sei gesagt: Der Leobschützer ist ein lebensbejahender, im Innersten gläubiger, vaterländisch-soldatischer, arbeitssamer, strebsamer, schlesisch-fröhlicher, sangesbegabter und sangesfroher Mensch mit den auch anderorts vorkommenden, also keinen besonderen Fehlern. Er war, ist und bleibt immer deutsch, das haben die etwa 350 gefallenen Leobschützer des Weltkrieges und die fast 100 Prozent bei der oberschlesischen Abstimmung für Deutschland bewiesen, und das beweisen sie weiter durch ihre Mitarbeit im Dritten Reich.

Friedrich der Große und Graf Hoditz.

Von A. Christ.

Der bedeutendste der Gäste des Grafen Hoditz war der Preußenkönig Friedrich der Große, welcher mehrmals in Roswald weilte. Zwischen ihm und dem Grafen entwickelte sich eine innige Freundschaft, welche bis zum Tode des Grafen währte. Schon im Jahre 1742 hatte Friedrich II. dem Grafen ein Husarenregiment übertragen. Hoditz aber, der alles andere nur kein Soldat war, fand an dem königlichen Geschenke so wenig Gefallen, daß er schon nach einem Jahre um seine Entlassung bat.

Als Friedrich II. sich im Jahre 1758 nach der vergeblichen Belagerung der Festung Olmütz auf dem Rückzuge befand, kam er infognito nach Rosswald zum Grafen Hoditz, der ihn sofort erkannte und gastfreundlich aufnahm. Die Besorgnisse des Königs, daß ihn der Graf gefangennehmen und dem Kommandierenden der österreichischen Armee ausliefern könne, zerstreute Hoditz mit der feierlichen Erklärung, daß er zwar ein treuer und ergebener Untertan seiner allergnädigsten Kaiserin Maria Theresia sei, nichts destoweniger aber die Gastfreundschaft unter keinen Umständen verlegen werde.

Besonders glänzend wurde der König im Jahre 1770 empfangen, als er sich auf seiner Reise nach Mährisch-Neustadt, wo er mit Kaiser Josef II. zusammentraf, einige Tage in Rosswald aufhielt. Das Interessanteste während dieses Aufenthaltes war jedenfalls die Schachpartie, welche Friedrich mit Hoditz auf einer großen Wiese zwischen dem Schlosse und der Straße nach Große spielte. Die Wiese war in 64 Quadrate eingeteilt. Die Schachfiguren bildeten 32 Personen aus dem Dienstpersonal des Grafen, welche sich in den für die Figuren charakteristischen Kleidern und den nötigen Insignien auf den Schachfeldern hin und her bewegten. Der König und der Graf saßen auf erhöhten Sesseln einander gegenüber; die geschlagenen Figuren mußten umfallen oder austreten.

Bezeichnend für das Verhältnis zwischen den beiden ist der lebhafteste Briefwechsel, welcher sich insbesondere seit diesem Aufenthalte entwickelte, und in welchem der König den Grafen „Mon chère“ und „ami“ nannte.

Der Graf stand durch seine Schöpfungen in solchem Ansehen, daß selbst die Furie der schlesischen Kriege an Rosswald achtungsvoll vorüberzog, obwohl häufig hohe Offiziere beider Heere des Grafen Gäste waren.

General Hans Joachim von Zietzen berührte auf seinem berühmten Ritte von Neustadt (Preußen) über Hohenplog nach Jägerndorf das Gebiet von Rosswald, auf welchem am 21. Mai 1745 ein harter Kampf mit österreichischen Dragonern ausgefochten wurde.

Bald nach dem letzten glänzenden Empfange Friedrichs des Großen kamen für Hoditz Tage schwerer Sorgen. Das Riesenvermögen seiner verstorbenen Gattin war verbraucht. Hatte doch die Einrichtung und Ausschmückung des Schlosses und Parkes allein den Betrag von 3 Millionen Gulden verschlungen. Obwohl der Graf aus seinen Gütern jährlich ein Einkommen von 40 000 Gulden bezog, eine für jene Zeit gewiß respectable Summe, reichten sie doch seit Jahren nicht mehr aus, um die enormen Ausgaben für den orientalischen Luxus und die verschwenderische Lebensweise zu decken.

Die Tage in Rosswald waren nun bei den unhaltbaren Verhältnissen für Hoditz gezählt. Nach langem Zögern entschloß er sich endlich, die Einladung Friedrichs II. anzunehmen, sein geliebtes Rosswald zu verlassen und schweren Herzens nach Potsdam zu überfiedeln, wo ihm der König in der Jägerstraße ein Haus anweisen ließ und eine kleine Pension von täglich 2 Gulden aussetzte. Von seiner Dienerschaft nahm er nur seinen getreuen

Kammerdiener Blümel und seine Musikkapelle mit sich. Hier lebte er einsam und zurückgezogen von seiner kargen Pension, die zu seinem früheren Aufwande im grellsten Widerspruche stand, noch zwei Jahre. Der König bemühte sich übrigens in jeder Weise, seinem Freunde die letzten Lebensjahre erträglich und angenehm zu machen. Er blieb mit ihm in stetem Verkehr und beehrte ihn häufig mit seinem Besuche.

Am 18. März 1778 starb Hodiß. Wenige Tage vor seinem Tode entließ er seinen Diener Blümel und gab ihm den letzten Abschiedsgruß an die Roschwälder mit. Derselbe lautete:

„Valet nun, ihr lieben-Roschwälder,
Meine Rolle geht zu Ende;
Und habe ich sie gut gespielt,
So klatscht in die Hände.“

Friedrich ehrte den Grafen noch nach seinem Tode, indem er den Teil der Jägerstraße, in welchem er gewohnt hatte, Hodißstraße nannte, welchen Namen sie heute noch führt.

Da es des Grafen letzter Wunsch gewesen, in Roschwald neben seiner Gattin bestattet zu sein, ließ Friedrich den Toten von seiner Garde bis an die österreichische Grenze bringen, die sich eine halbe Stunde entfernt von Roschwald hinzieht. Hier wurde der Sarg von den Dienern des Grafen in Empfang genommen und in die Pfarrkirche gebracht, wo er neben seiner Gattin beigesetzt wurde.

Als der Alte Fritz nach Leobschütz kam.

Erzählung von Anton Willkofer.

Zu Anfang August 1767 war ein wohlversiegeltes Schreiben aus Potsdam an den Rat der Stadt Leobschütz gekommen. Dem Bürgermeister und Physikus Dr. med. et phil. Johannes Heinrich Schibowsky zitterte die Hand ein wenig, als er das königliche Siegel erbrach. Aus Potsdam kam gewöhnlich nichts Gutes. Wahrscheinlich hatte die Oberrechnungskammer wieder einmal etwas an der Verwaltung der Stadt Leobschütz gefunden, und jetzt entlud sich das Donnerwetter des Königs über das Haupt des armen Bürgermeisters.

Doch nun traute der ehrfame Doktor und Bürgermeister seinen Augen kaum, als er die Unterschrift las: „Ich bin Euer wohlaffectionierter König“ und darunter ein langes F, das Handzeichen König Friedrichs. Bürgermeister Schibowsky nahm zunächst einmal Platz in seinem breiten Ratsstuhl, aus dem er aufgesprungen war. Dann nahm er langsam die Brille von der Habichtsnase und putzte sie bedächtig mit dem bunten Sacktuch, das ihm die Bürgermeisterin vorsorglich alle Tage frisch in die Schöße seines olivgrünen Schoppsacks steckte. Denn der Bürgermeister war ein

arger Schnupfer. Er meinte, das gehöre sich einfach so, weil der König eben auch stark schnupfe. Aber in diesem Augenblick vergaß er sogar die liebe Dose. Mit einem Zipfel des großen Tuches hatte er nun endlich die Brille klar bekommen. Jetzt schaukelte sie wieder auf der Nase. Buchstabe für Buchstabe glitt vor seinen Augen vorüber. „Und so gedenken Wir, unserer lieben Stadt L o e h s c h ü t z — dieser elende Wicht von Schreiber, nicht einmal den Namen unserer ehrsamten Stadt kann er richtig schreiben“ — erboste sich der Bürgermeister mitten während des Lesens — „einen Besuch abzustatten“. Der Bürgermeister blickte eine Zeitlang über die Brille ziellos in die Ferne. „Einen Besuch abzustatten“, wiederholte er, „der, so nichts von Bedeutung dazwischenkommen sollte“, — vielleicht kommt doch etwas von Bedeutung dazwischen, dachte Schiböwsky — „für den 19ten und 20ten Augusti festgesetzt worden ist.“

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des Stadtoberhaupt's. Nach einiger Zeit griff er zur Schelle und schwang sie minutenlang. Im Vorzimmer saß gerade der Ratsdiener Matthey Sigfridt und biß herzhaft in das saftige Stück Wurst, das er sich auf einem Gang beim Fleischermeister Bauch mitgenommen hatte.

„Niederträchtige Störung!“ brummte er vor sich hin. „Nicht einmal in Ruhe kann man sein Vesperbrot verzehren!“

Aber trotz des Glockenrufes aus der Bürgermeisterstube erhob er sich noch lange nicht.

„Nur langsam, langsam, Herr Bürgermeister,“ knurrte er in seinen struppigen Schnauzbart, als das Läuten da drinnen gar nicht aufhören wollte.

Plötzlich brach das Schellen ab und klirrend flog etwas an die Thür, die das Bürgermeisterzimmer vom Vorzimmer trennte. „Da wird sie wohl wieder kaputt sein, und nun muß ich von meinen dreißig Silbergroschen, die ich bekomme, wieder eine neue Schelle kaufen. Und das Donnerwetter, das es jetzt geben wird. —“

Da wurde die Türe aufgerissen und in seiner mächtigen Leibesfülle stand der wohlgelehrte und wohlgeehrte Bürgermeister der lieben Stadt Leobschütz leibhaftig vor dem Ratsdiener, dem ein leises Gruseln über den Rücken lief.

„Die Ratsherrn!“ donnerte ihn der Bürgermeister an und schon war das Koloz wieder ins Amtszimmer verschwunden.

Die Ratsherrn — welche Ratsherrn — wieviele Ratsherrn — ging es im Hirn des armen Sigfridt auf und ab.

Behutsam schob er das armselige Ende seiner Wurst in den Taschentuch. Dann erhob er sich langsam und fuhr mit seinem rotgewürfelten Taschentuch über das rotglühende Gesicht, auf dem sich Narbe an Narbe abzeichnete. Vorsichtig schob er den Stuhl zurück und humpelte nun mit seinem steifen linken Bein durch den Vorraum. Er war bei Kolin mit dabei gewesen und hatte von einem österreichischen Dragonerpikett alles bekommen, was er brauchte, so daß der Feldscher keinen Deut mehr für sein

Leben gab. Aber er hatte sich doch wieder durchgebissen und diente nun der Stadt Leobschütz für die dreißig Silbergroschen im Monat.

Wie am Schnürchen sagte er nun die Namen der Rats Herrn vor sich her. Welchen konnte wohl der gestrenge Herr Bürgermeister meinen. Er wollte doch lieber noch einmal fragen.

Vorsichtig steckte er den struppigen Kopf durch die Türspalte; denn zu weit zu öffnen, war nicht gerade ratsam.

„Welche?“ frug er behutsam.

Aber schon fauste ein dicker Foliant gegen die Tür. Hätte Matthey nicht den Kopf beizeiten zurückgezogen, dann wäre zu seinen vielen Schrammen wohl eine neue hinzugekommen. Mit zerschelltem Rücken lag der Foliant auf dem Fußboden. Der Deckel war zurückgeschlagen, so daß zu lesen war: „Protokolle eines ehrsamten Rats der Stadt Leobschütz anno 1767.“

„Sturm!“ sagte Sigfridt vor sich hin. „Sturm!“

Da war eben weiter nichts zu tun, als alle Rats Herren vorzuladen. Denn ehe er den falschen brachte, wollte er lieber alle auf die Beine bringen, mochte sich dann der gestrenge Herr Bürgermeister die aussuchen, die er brauchte. Und so humpelte er von Haus zu Haus, bis er dem Syndikus Edessen, dem Consul Recker, dem Rämmerer Thyll und wie sie alle hießen, zuletzt aber dem dicken Bierbrauer Krautwurst, auf den er nicht gut zu sprechen war, die Vorladung zugetragen hatte. Wenn er doch dem geizigen Dickwanst einen Streich spielen könnte, mit Freuden würde er es tun.

Der erste, der das Zimmer des Bürgermeisters betrat, war der Rats Herr Carl Adam von Malick. Er war ein hoher stattlicher Herr, hatte sich den Dokortitel in Wien geholt und war noch dazu von Ihrer Kaiserlichen Majestät mit dem Adelstitel ausgezeichnet worden. Er war noch nicht ganz preußisch gesinnt. Deshalb machte er große Augen, als ihm der Bürgermeister wortlos das Schreiben des Königs hinschob. Dennoch war dieser schwerreiche Mann, der einen Wollhandel unterhielt, der sich weit über Preußen und Österreich bis nach Ungarn und den Balkan hinein erstreckte, Diplomat genug, sich nichts von seinen wahren Gefühlen anmerken zu lassen.

„Man muß ihn empfangen!“ sagte er mit verbindlichem Lächeln. Dann setzte er sich bequem in einen der Sessel und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Nacheinander kamen die Rats Herren hereingestürmt. Mancher überschüttete den Bürgermeister mit hastigen Fragen. Doch der behielt die Ruhe, schob nur allen das königliche Schreiben zu und sagte keinen Ton. Als nun alle von dem Schreiben des Königs Kenntnis genommen hatten, der letzte war der dicke Krautwurst gewesen, der ob seines späten Erscheinens vom Bürgermeister einen drohenden Blick erhielt, der den in Schweiß gebadeten Mann wie eine kalte Abreibung traf, trat eine große Stille ein. Durch die hohen Fenster lugte die untergehende Augustsonne über die Ringhäuser hinweg in das Amtszimmer.

Matthey Sigfridt lauschte angestrengt an der Thür, aber er konnte einfach nichts ergattern, so still war es da drinnen im Zimmer. Obschon die Dämmerung noch nicht hereingebrochen war, entzündete er die Anschlittkerzen, um sie hineinzutragen und vor jeden Rathsherrn hinzustellen.

Vorsichtig schob er die Thür zur Seite; denn er vermutete dahinter immer noch die Schelle und das dicke Buch. Aber siehe da, keins von beiden lag mehr auf der Erde. Die Schelle stand vor dem Bürgermeister und der Foliant lag aufgeschlagen vor Anton Burger, Kanzelisten einer wohlthätigen und ehrsamten Stadt Leobschütz. Matthey glaubte an ein Wunder. Wahrscheinlich hatte der hochmögende Herr Bürgermeister seine Leibesfülle persönlich bemüht, um die Corpora delicti wegzuräumen.

Im Amtszimmer herrschte unergründliches Schweigen. Die Perücken waren über den Tisch gebeugt und die kleinen Köpfchen im Nacken wippten dann und wann auf und ab, wenn sich ein Seufzer aus dieser oder jener Rathsherrnbrust erhob. Dr. Carl Adam von Malick war der einzige, der sich über dieses Bild belustigte. Er schaute überlegen von einem zum anderen, sagte ebenso wenig wie die anderen. Er wußte genau, daß seine Zeit noch nicht gekommen war. Endlich, nachdem der Bürgermeister wiederum einen tiefen Seufzer aus der tiefsten Tiefe seines Korpus vom Stapel gelassen hatte, begann Johann Michael Thyll, der Rämmerer, zu medern.

„Das Stadtsädel ist leer — und wird der Besuch Seiner Majestät“ — es dauerte eine geraume Weile, ehe er die Majestät herausgebracht hatte — „wenn wir Hochdero königlichen Gnaden untertänigst aufnehmen wollen, viel, viel Ge—ge—ge—ge“

Da die G's kein Ende nehmen wollten, schlug der Bürgermeister auf den Tisch, so daß dem Rämmerer das fehlende El und De im Halse stecken blieben.

Der Bürgermeister blickte nun auffordernd im Kreise herum. Das war das Zeichen, daß der Advokat und Syndikus der Stadt, Leopold Eddessen, das Wort zu nehmen hatte. In feingebügelter und geschniegelter Rede setzte der Rechtsgelehrte auseinander, welche Verhältnisse so ein Königsbesuch für die Stadt de jure und de facto schaffe. Dabei flocht er in seine Rede zahlreiche Stellen aus dem römischen Recht und eine ganze Reihe Sentenzen hoher Gerichtshöfe ein. Alle diese Stellen brachte er in lateinischer Sprache, so daß sie niemand weiter verstand, als die beiden Doctores. Rathsherr Krautwurst aber dachte bei sich: „Verdammtes Gemähre!“ und gähnte laut bei einer lateinischen Sentenz über die Folgen einer Verweigerung der Gastfreundschaft an den Landesherren aus dem 15. Jahrhundert. Das veranlaßte den Bürgermeister zu einem zweiten gewaltigen Faustschlag auf den Tisch des Hauses. Krautwurst wurde puterrot und ohne den auffordernden Blick des Bürgermeisters und Physikus Schibowsky abzuwarten, plakte er dazwischen:

„Wenn die Sache Geld kostet, lehnen wir ab!“

Da begannen die Perücken zu wackeln und die Zöpfe in den Nacken heftig zu wippen, aber niemand wagte ein Wort zu sprechen, diemeilen der Bürgermeister ihn nicht auffordernd angeschaut hatte. Der griff nur nach einem andern Folianten auf dem Tisch und es sah aus, als wollte er ihn dem Ratsherrn ins Gesicht schleudern. Malik aber, der dem Bürgermeister fast gegenüber saß, beugte sich ein wenig vor. Aus den feinen Spitzenmanschetten seines rotbraunen Rocks kamen zwei schlanke wohlgepflegte Hände zum Vorschein, die dem Bürgermeister mit vornehmer Gebärde das dicke Buch aus den Händen nahmen, um es dem Kanzelisten und Ratschreiber Anton Burger hinüberzureichen. Der nahm den Folianten in Empfang und konnte dabei ein Lächeln nicht unterdrücken. So klein dieses Lächeln war, der Bürgermeister hatte es durch seine scharfen Brillengläser doch eräugt. „Der Kanzeliste hat sich jeglicher Äußerung zu enthalten!“ donnerte er Burger an, der erschreckt in sich zusammensackte. Aber von Malik quittierte diesen Erguß mit einer eleganten Verbeugung, als habe er ihm gegolten.

Wieder herrschte Stille. Der Ratsherr von Malik wußte genau, daß er nun an der Reihe wäre zu sprechen, aber er schwieg beharrlich und spielte mit seinem goldenen Schreibstift, den er unlängst aus Venedig mitgebracht hatte. Als das Schweigen nun doch zu lange andauerte, räusperte sich der Bürgermeister und begann in feierlichem, beinahe beschwörendem Tone: „Und was sagen der Herr Ratsherr Doctor juris utriusque Carl Adam Edeler von Malik?“

Der blickte das Stadtoberhaupt mit seinen durchdringenden grauen Augen an, so daß der dicke Doctor den Blick senken mußte, sagte aber nichts. Die Stille lastete wiederum auf der greisenhaften Versammlung. Da sagte Konful Reder plötzlich:

„Malik, spreche er, sonst sitzen wir um Mitternacht noch hier!“

Zwar krampften sich die Hände des Bürgermeisters zusammen, aber sie fanden keinen Gegenstand, der für den Herrn Konful geeignet war. Auch ballte sich die Rechte zur Faust, aber sie fauste nicht auf den Tisch. Aller Augen waren auf Malik gerichtet.

Der erhob sich aus dem ächzenden und schon sehr altersschwachen grüngepolsterten Stuhl, der mit seinen geschweiften Lehnen ein Bild jener Tage war und ging einige Zeit, wie ins Nachdenken vertieft, im Amtszimmer des Bürgermeisters auf und ab. Lässig spielte er mit dem kostbaren Uhrgehänge, das aus der Uhrtasche an der langen grauen Hose baumelte. Dann zog er seine prächtige goldene Uhr und ließ sie mit seinem Schlage repetieren.

„Meine Herren vom Rat der Stadt Leobschütz“, begann er mit seiner wohlklingenden Stimme, „wir sitzen nun schon eine geschlagene Stunde hier und haben unsere kostbare Zeit in unfruchtbarster Weise vertrödelte. Ich bin Kaufmann,“ fuhr er gelassen fort, trotzdem auf der Stirn des Bürgermeisters eine dicke rote Ader herausgesprungen war, „für mich bedeutet Zeit einen ungeheuren Wert. Falls demnächst weiter so hier getagt

wird, muß ich mein Amt aus Mangel an Zeit niederlegen. Aber weil der Gegenstand, der heute zur Verhandlung steht, ein gar so wichtiger ist, will ich gern von meiner kostbaren Zeit opfern."

Während seiner Rede schritt er mit ruhigen gemessenen Schritten in dem Raum auf und ab. Ratsherr Krautwurst schaute ihm verwundert zu und verfolgte das Spiel der Schatten, das sich an der Wand ergötlich breit machte, mit sichtlichem Behagen.

Und dann begann der königliche Kaufmann zunächst einmal den Herrn Advokaten und Syndikus Eddessen gehörig einzuseifen und über den Löffel zu barbieren. Er wies ihm nach, daß alle seine Sententias den Kern der Sache nicht getroffen hätten, zudem wären viele von ihnen falsch wiedergegeben; der Herr Advokat hätte nach seiner Weise das Recht verdreht — und zudem — wozu brauche man hier in Leobschütz das römische Recht, da man doch ein eigenes uraltes Recht habe. — — —

"Gilt nicht mehr!" donnerte der Bürgermeister dazwischen.

"Leider!" fuhr der Kaufmann völlig gelassen fort, "aber in diesem Recht steht, daß ein Königsbesuch eine Gnade ist. Dieser Gnade müssen wir uns würdig erzeigen — und da spricht allein das Recht des Herzens!"

"Bravo!" schrie der dicke Bierbrauer Krautwurst dazwischen und wußte gar nicht, warum er es tat.

Er wurde nicht einmal vom Bürgermeister zurechtgewiesen. Alles lauschte der flüssigen Rede des Kaufmanns, sogar der Advokat, der vorhin grün und blau angelaufen war.

"Wir müssen unserm König, Seiner allergnädigsten Majestät, die allergrößte Ehre erweisen, die wir ihm zu erweisen vermögen. Denn ein Königsbesuch ist nicht allein eine große Auszeichnung, sondern auch die Möglichkeit für eine Stadt, das Wohlwollen des Landesherrn zu erringen und auf diese Weise allerlei Gnaden und Vorteile für das Gemeinwesen herauszuschlagen. Deshalb dürfen wir Opfer nicht scheuen und wenn es sein muß, nicht nur in den Stadtsäckel, sondern auch in unseren eigenen greifen!"

Die Pertüden schauten einander fragend an und als sie sahen, daß der Bürgermeister nickte, taten sie ein gleiches. Nur der behäbige Bierbrauer Krautwurst prustete heraus:

"Hol's der Teufel!"

Aber Malik fand an dem Ausbruch nichts, sondern nickte dem Geldsack verbindlich zu und erklärte dann mit seinem Spott, daß der Teufel sowieso alle Geiztragen hole.

Nachdem der Kaufmann seine Rede beendet, empfahl er sich mit einer höflichen Verbeugung nach allen Seiten und verschwand zur Tür hinaus, wobei er beinahe den eifrig lauschenden Sigfridt umgerannt hätte. Der faßte sich sogleich und begann:

"Schön haben Euer Gnaden gesprochen und denen da drinnen mal ordentlich die Meinung gesagt!"

„Wenn er es so meint, dann muß es wohl wahr sein,“ sagte der vornehme Ratsherr mit gewinnendem Lächeln und griff in die Hosentasche, wobei ein Silbergroßchen zum Vorschein kam. „Für Tabak!“ meinte er so nebenbei; denn er wußte, daß dieser Matthys einzige Leidenschaft war — im Gegensatz zu seinem Amtsbruder Georg Rotter, der den Brantwein verehrte. Noch ehe sich der Ratsdiener bedanken konnte, hatte Malick bereits die Vorzimmertür hinter sich ins Schloß gedrückt.

Als sich der königliche Kaufmann entfernt hatte, ging ein tolles Geraten los. Bürgermeister Schibowsky mußte mehrere Male auf den Tisch donnern, um sich Gehör zu verschaffen. Es wurde beschlossen: Rektor Antonius Knabe mußte ein Begrüßungsgedicht für den König verfassen; Kantor Klose aber sollte mit den Schülern der Stadtschule einen Begrüßungskarmen einüben und zuletzt kam noch eine Überraschung für alle Ratsherren. Der Bürgermeister ließ sich vom Kanzlisten Burger einen leeren Bogen Papier geben und schrieb mit seinen großen verschnörkelten Zügen darauf:

„Es zeichnen für den Empfang unseres allergnädigsten Königs, Seiner Majestät Friedrichs II.:

Dr. phil. et med. Bürgermeister und Physikus Johannes Heinrich Schibowsky 100 Gulden.“

Dann schob er das Blatt seinem Nachbarn, dem Syndikus und Advokaten Eddessen, zu und drückte ihm den Gänsekiel in die Hand. Auch Eddessen ließ sich nicht lumpen und zeichnete 100 Gulden. Und so ging das Blatt reihum und keiner wollte vor dem anderen zurückstehen, so daß bereits eine erkleckliche Summe auf dem Papier stand. Krautwurst sah das Unglück immer näher auf sich zukommen. Am liebsten hätte er sich rechtzeitig verabschiedet, wie es der schlaue Fuchs, dieser Malick, getan hatte. Er wischte sich mit seinem blauen Sacktuch bei jedem Federstrich, den die andern taten, den kalten Schweiß von der Stirn. Als nun die Reihe an ihn kam, ächzte und stöhnte er, als habe sein letztes Stündlein geschlagen. Erbarmen heischend blickte er sich nach den andern um, aber überall begegnete er nur kalten Mienen. Da blieb sein Blick stehend auf dem Bürgermeister haften. Doch dessen Rechte hatte nach dem großen eisernen Briefbeschwerer aus echt ober-schlesischem Hüttenguß, mit dem Löwen aus dem Leobschütz Stadtwappen darauf, gegriffen. Da sah der Brauer ein, daß sein Spiel verloren war, und so zeichnete er unter vielen Schweißperlen und vielen Achs und Wehs auch 100 Gulden. „Wir werden die Liste auch bei anderen Bürgern unserer Stadt in Umlauf setzen. Es soll jeder etwas opfern für unsern allergnädigsten und großen König. Da meine Wohnung zu klein ist“ — mit seinen vierzehn Zimmern, so ein Geiztragen, dachte Krautwurst bei sich — „werde ich den Herrn Obristleutnant Heimbach bitten, Seine königliche Majestät auf die Nacht vom 19. zum 20. August zu beherbergen. Sein Haus liegt am Ringe in schönster Lage, und so kann das Volk Seine Majestät am besten schauen und beobachten.“

Nun setzten fieberhafte Vorbereitungen ein. Es waren ja nur noch knapp vierzehn Tage Zeit. Ganz Leobschütz wurde in ein Festgewand von Waldesgrün aus dem Stadtforst getaucht, und die Tuchkaufleute konnten nicht schnell genug Fahmentuch herbeischaffen. Die Bürger gaben nach ihrem Vermögen. Dr. von Malik aber spendete 200 Gulden, denn er hatte sich bereits einen feinen Plan zurechtgelegt.

Endlich war der ersohnte 19. August herangekommen. In den Straßen und Gassen von Leobschütz wogte eine festlich gekleidete Menge. Vom Lande waren Bauern und Bäuerinnen in der schmutzen Tracht des Leobschützer Landes in die Stadt geeilt, um den großen König zu sehen. Obristleutnant Heimbach war dem König mit seinen Kürassieren vom Regiment von Dalwigk bis an die Kreisgrenze nach Neustadt zu entgegengeritten.

Unter ungeheurem Jubel zog der König ein. Die Strapazen des letzten Schlesischen Krieges waren noch deutlich an seiner etwas gekrümmten Figur zu sehen, und sein Gesicht war von zahlreichen tiefen Furchen durchzogen. Aber aus seinen klaren Augen strahlten Milde und Güte auf die Menschen unter ihm herab, die sich herandrängten und ihn jubelnd grüßten.

Bürgermeister Schibowsky hatte seinen Korpus in die Amtsröbe gezwängt. Auf seiner breiten Brust baumelte die schwere silberne Amtskette. In wohlgefekter Rede, die er öfters in seinem Pferdestall laut und vernehmlich sich eingebrüllt hatte, empfing er mit dem gesamten Rat die königliche Majestät. Mitten während seiner Rede verlor er jedoch unrettbar den Faden. In seiner übergroßen Verlegenheit griff er in die Tasche seiner Röbe und zog seine Tabakdose heraus, seiner großen Nase bedächtig eine Prise einverleibend. Ehe er sich's versah, war der König zu ihm getreten und sagte artig: „Mit Verlaub!“ und griff hinein.

„Er schnupft ein gar gutes Kraut, mein Lieber,“ sagte der König leutselig und klopfte dem Verdunkten auf die Schultern.

Da hatte der unglückselige Redner plötzlich wenigstens den Schluß seiner Rede wieder erwischt und donnerte nun mit seiner Bärenstimme in den festlichen Saal:

„Wir aber wollen alle unsere Liebe und untertänigste Hochverehrung für Ihro königliche und allergnädigste Majestät in die Worte zusammenfassen: Ihre königliche Majestät, unser allergnädigster König und Herr, er lebe hoch!“

Die Hochrufe der Rats Herrn und Gäste widerhallten von den hohen Wänden des Saales und pflanzten sich fort durch die hohen gotischen Fenster bis auf den Ring, allwo sie von der festfreudigen Menge aufgefangen und bis in die kleinsten Gassen hinein wiederholt wurden.

Die kleine Verwirrung, die durch das Versagen des Bürgermeisters entstanden war, mußte der Edele von Malik sogleich weltmännisch wieder auszugleichen. Er begann seine Rede über die Lage der Stadt Leobschütz und führte Klage darüber, daß trotz der königlichen Verordnung von 1757, die Leobschütz zwei Wollmärkte zubilligte, die Lage auf diesen beiden Mär-

ten sehr bedenklich und bedauerlich sei, da viele Besitzer die Wolle nach Breslau führen, in der Meinung, dort höhere Preise zu erzielen. Der König hörte dem Manne mit gespannten Mienen zu. Es freute ihn, daß es dieser Kaufmann verstand, an rechter Stelle unauffällig elegante Sätze in seinem geliebten Französisch einzusplechten.

So befahl der König sofort seinem Schreiber, ein Reskript auszufertigen, nach dem innerhalb von zwanzig Meilen im Umkreis niemand Wolle an einen anderen Markt als nach Leobschütz zu liefern habe. Malik hatte sein Ziel erreicht. Die 200 Gulden hatten sich gelohnt.

Während noch die Rede über die Lage der Stadt hin- und herging und auch der Rämmerer seinen miederigen Bericht über die Finanzlage der Stadt vorgebracht hatte, wobei der König besonders lobte, daß die Stadt ohne größere Schuldenlast war, erhob sich vor der Tür zum Saal ein Tumult. Dieser wurde durch ein schlankes braunes Mädchen hervorgerufen, das mit Hilfe des Stadtdieners Sigfridt versuchte, in den Saal einzudringen.

Das war so gekommen. Anna Pfeilerin hatte sich in den Kopf gesetzt, der König müsse ihr in ihrer Liebesaffäre helfen; denn sie liebte den Peter Krautwurst, den Sohn des reichen Bierbrauers, sie war aber nur ein armes Handwerkermädel und daher dem reichen Geldsack als Schwiegertochter höchst unwillkommen; denn Geld muß zu Geld kommen, das war der Wahlspruch des Geiztragens.

Unten vor dem Rathaus hatte Anna vergeblich versucht, sich durch die Menge zu drücken. Matthey Sigfridt hatte dies gesehen. Er wußte sogleich, was das arme Ding vorhatte. Jetzt war eine Gelegenheit geboten, sich an dem alten großspurigen Geizhals zu rächen, der jedem Ansuchen des Ratsdieners um Erhöhung seiner Bezüge ein unabwendbares Nein entgegensetzte.

„Platz dem König!“ schrie der Ratsdiener plötzlich in die aufgeregte Menge und schob sich in sie hinein. Die Leute wichen zurück und Anna kam in die vorderste Reihe zu stehen. Schnell packte er sie beim Arm und zog sie in die große Halle des Rathauses hinein.

„Jungfer Pfeilerin, sie will zum König, komme sie!“ sagte er zu der Verdatterten. Und ehe sich das Mädchen alles recht überlegte, standen die beiden bereits vor der Wache am Eingang des großen Saales.

„Wir wollen den König sprechen!“ herrschte Sigfridt den baumlangen Kerl im Unteroffizierston an.

Doch der Posten wollte nicht.

„Ich bin ein alter Corporal Seiner Majestät, und die Jungfer hier muß mit hinein!“

Und weil der Posten immer noch keinen Einlaß geben wollte, versuchte es der wackere Matthey mit Gewalt. So entstand das Getümmel, das der König bemerkte.

„Laßt ihn hinein!“ rief er. „Bei mir soll jeder meiner Untertanen ein Recht haben, seine Petitiones persönlich vorzubringen!“

So kam Matthey vor den König zu stehen, an der Hand die errötende Jungfer Anna, die ihre lichtgrauen Augen zum König emporhob.

„Wieder eine Liebesaffäre!“ sagte der König mißgelaunt.

Doch dann faßte er den Ratsdiener näher ins Auge. Er sah das über und über mit Narben bedeckte Angesicht und brach in die Frage aus: „Wo hat er sich denn diese Bierhiebe geholt?“

Sigfridts Narben brannten einen Augenblick in tiefster Röte auf. Doch dann sagte er gefaßt:

„Bei Kolin, wo Eure Majestät die Zechen bezahlt haben!“

Alles schaute ob dieser freimütigen und schlagfertigen Antwort entsetzt auf den König. Doch der brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Gut gesagt! — Sein Name?“

„Sigfridt, ehemaliger Korporal im Regiment von Bevern.“

„Beruf?“

„Ratsdiener dieser Stadt.“

„Salär?“

„Dreißig Silbergroschen!“

„Klingt nach viel, ist vertheuert wenig — nicht mehr als ein Taler und sechs Groschen — im Jahr oder im Monat?“

„Im Monat, Majestät!“

„Zum Verhungern zu viel, zum Leben zu wenig! — Bürgermeister!“

„Halten zu Gnaden, Majestät — — —“

„Bekommt von jezt an fünf Taler monatlich, hat er verstanden?“

„Zu Befehl, Eure Majestät!“ leuchte das Stadtoberhaupt und schoß einen mütenden Blick auf seinen Untergebenen.

„Hat er noch etwas auf dem Herzen?“

„Majestät, ich danke — —“

„Paperlapp! — Was ist mit der Jungfer hier?“

„Majestät, hört sie an!“ bat Matthey und trat den Rückzug an.

„Rede sie, mein schönes Kind!“ befahl der König, der in guter Laune war, ob der vortrefflichen Antwort seines ehemaligen Soldaten.

„Majestät, ich bin ein armes Handwerkerkind — —“

„Wie heißt sie?“

„Anna Pfeilerin — —“

„Sprich weiter!“

„Und ich liebe den Peter Krautwurst, aber der da ist sein Vater!“ sie zeigte mit ihrem schlanken Finger auf den Bierbrauer. „Er hat den Peter aus der Stadt gejagt — — —“

Krautwurst begann zu schwitzen. Er wußte schon, daß es an diesem Tage noch Ärger geben werde; denn er hatte von kleinen Kindern geträumt.

„Damit er mich nicht heiraten soll. Er darf nur mit einer reichen Braut heimkommen.“

„Sage sie einmal, liegt ihr denn sehr viel dran, eine Frau Krautwurstin zu werden!“ sagte der König.

Da beehrte das schüchterne Mädchen auf.

„Der Name ist nichts. Die Hauptsache ist der Kerl, der dahintersteckt!“ sagte sie hastig. „Die Leute nennen Euere Majestät ja auch den Alten Fritz, und Ihr seid doch der große König!“

Da ging der König mit großen Schritten auf Anna zu. Er nahm sie bei der Hand und ging mit ihr zu dem Bierbrauer, der sich in die Ecke gedrückt hatte.

„Heraus da!“ herrschte er ihn an.

Krautwurst gehorchte.

„Er zahlt dieser Jungfer hier dreitausend Taler — der Bürgermeister wird sich davon überzeugen. Dann ruft er seinen Sohn zurück und gibt ihm die da zur Frau. So hat er seinen Willen. Sein Sohn bekommt eine reiche Frau! Hat er mich verstanden?“

Ein ganz zerknicktes Ja kam von den Lippen des Mannes.

„Sie kann gehen, Jungfer! In vier Wochen ist ihre Hochzeit! Der Bürgermeister wird berichten!“

Ehe es der König noch wehren konnte, hatte Anna seine Rechte erfaßt und einen Kuß darauf gedrückt.

„Schon gut, mein Kind!“ sagte der König und strich sanft über das wellige Braunhaar des schönen Mädchens. „Ich muß überall Liebes- und Eheglück stiften — — und ich — —.“ Der König wandte sich rasch von dem Mädchen ab und ein bitterer Zug grub sich um seine verkniffenen Lippen.

Sigfridt geleitet das Mädchen wieder hinaus.

„Das haben wir fein gemacht, nicht wahr!“ sagte er zu Anna.

Da fiel ihm das Mädchen, von Glück und Freude überwältigt, plötzlich um den Hals und bedeckte sein zerschundenes Gesicht mit Küßen.

Die Kunde von der Güte des Königs und dem Reinfall des dicken Bierbrauers verbreitete sich mit Windeseile in der Stadt. Anna Pfeilerin war die Heldin des Tages.

Und als der König am nächsten Tage nach Ratibor weiterfuhr, klangen die Hoch- und Jubelrufe der Bewohner von Leobschütz noch freudiger und begeisterter.



TAL BEI ZIETENBUSCH - AUFN.: WEGNER

Letzter Schnitt.

Der alte Bauer sitzt gebückt am Fenster
und mißt mit halb erloschnen Augen
der Felder körnerreichen Segen.
Ein Lächeln liegt am runzelreichen Mund.
Weit, weit zurück geht der Gedanken Schritt.
Er sieht sich jung durch seine Felder schreiten,
er zieht die Sense schwunghaft durch das Korn.
Er hört vom Himmel seine Lerchen läuten,
es schlägt um ihn der reifen Felder Duft.

Die Knechte und die Mägde gehn zu Felde.
Er nimmt sich selbst die schönste heim zur Frau.
Das ist ein Hochzeitsfest, drei volle Tage,
ein Singen und ein Jauchzen ohne End.
Er schaut sein Weib gesegnet vor dem Hause
im breiten Faltenroche wartend stehn,
und Kinder jubeln in der Bäume Kronen.
Die Früchte fallen in des Sommers Gras.
Und seiner Stuten Fohlen ziehn vorüber.
Die Kälber jagen aus dem warmen Stall.
Und neue Ställe wachsen aus im Hofe
und hohe Scheunen hinten quer zum Haus.
Zum Markte fährt er selber satte Körner,
kauft vom Erlös für alle mancherlei
und labt sich bauernstolz im reichen Gasthof.

Wie lange, lange sind die Tage her?

Es flirrt der Grille schrilles Sichel dengeln.
Das tut dem feinen Ohre schmerzlich weh.
Der alte Bauer schüttelt sich. Er fröstelt.
Ja, in der Stube ist es immer kühl,
wenn aus der Küche Wärme auch verströmt.
Ein leiser Windzug hebt sich in dem Fenster.
Es flirrt das Licht der Felder in den Augen.

Was ist? — Das Fensterkreuz verschwimmt zum Senzenbalken.
Es schwingt ihn jener hoch, der plötzlich riesengroß
und flügeldunkel in dem Fensterviereck steht.

Ein heller, blauer Strahl, ein seltsam Senzenklingen!
Werk fällt der greise Kopf zurück,
und von den Feldern rauscht das Korn
sein eignes und des Bauern Sterbelied.

Hugo Gnielczyk.

Mit Kunst!

Von Teichmann, Leobschütz.

Es wird künftig nur einen Adel geben — den Adel der Arbeit!“ Ein beglückendes Wort unseres Führers Adolf Hitler. Ein Wort von der Würde der Arbeit, das besonders den Handwerkerstand ehrt, der von jeher mit seiner Hände Kraft schaffte. Von altersher war auch die Stadt Leobschütz, als Vorort des Deutschtums im Südosten des Deutschen Reiches, eine Stätte harter Arbeit, und in ihr standen Handwerk und Gewerbe im großen Ansehen. Wer das Heimatmuseum besucht, ist ebenso überrascht von der Reichhaltigkeit handwerklicher Erzeugnisse längst vergangener Zeiten, als auch erfreut über die Menge alter Innungsurkunden, die uns Kunde geben von dem Werden und Wirken des-deutschen Handwerks vom Mittelalter bis hinein zum Geiste des Dritten Reiches, das dem deutschen Handwerk auch in unserer Stadt wieder die Stellung gab, die es verloren hatte.

Um den Handwerkerstand zu heben, verlieh ihm Ottokar II. 1270 das Meilenrecht, d. h. kein fremder Handwerker durfte in der Bannmeile von Leobschütz seine Waren feilbieten, und die Leobschützer waren verpflichtet, ihre Waren bei den Leobschützer Handwerkern zu kaufen oder machen zu lassen. Übertretungen wurden schwer bestraft. Diese Maßnahme brachte den Handwerkern bedeutende Vorteile und mit der Zeit Wohlstand.

Wann entstanden nun in Leobschütz die Zünfte, und welche Handwerker schlossen sich zuerst zu einer solchen zusammen? Diese Frage läßt sich nur schwer beantworten, da die alten Akten in den Wirren der früheren Jahrhunderte verschwunden sind. Da mit der Zeit wohl eine Vielheit und zwischen den einzelnen Handwerkern ziemliche Gegensätze herrschten, suchte wohl Wenzel II. (1263—1309) dies zu beheben und ermächtigte den Magistrat, den Handwerkern „sichliche Ordnung zu geben“. Nun führen z. B. die Schuhmacher ihren Zechbrief auf das Jahr 1272 zurück, und es ist auch wohl anzunehmen, daß auch die anderen in Leobschütz stark vertretenen Handwerker, wie Bäcker, Fleischer, Weber, um diese Zeit herum ihre Zechordnung erhielten, denn in den später gegebenen Zechbriefen handelt es sich zumeist um deren Erneuerung bezw. um Bestätigung ihrer Privilegien. Im Kammerrechnungsbuche der Stadt werden 1513 bereits neun Handwerke aufgeführt: Fleischer, Bäcker, Tischler, Schuhmacher, Schmiede, Kürschner, Schneider, Tuchmacher und Leineweber.

Im 16. Jahrhundert erfolgte wahrscheinlich auf Grund behördlicher Anordnungen eine Erneuerung der alten Zunftrechte, die ihren Niederschlag in der Ausstellung neuer Zechbriefe fanden, von denen im Museum außer einigen Originaldokumenten eine umfangreiche Abschriftensammlung vorhanden ist. Die Zechbriefe wurden auf Pergament geschrieben und enthielten oft bis 20 Seiten Text. Den Anfang zierte eine prächtige Initiale und den Abschluß bildete das in Wachs gedruckte Stadtstempel von Leobschütz.

1545 zählte man in Leobschütz bereits 16 Zechen. Von den Innungen erhielten ihre Zechbriefe:

1545 Züchner und Leineweber,

1554 Büttner, Tischler, Wagenbauer und Gestellmacher,

1557 Töpfer,

1582 Kürschner,

1587 Schlosser, Büchsenmacher, Sporer,

1614 Maurer,

1622 Schneider.

1619 zählte man schon 19 Zechen. Neue Zusammenschlüsse richteten sich gewöhnlich nach den älteren und übernahmen deren Ordnung und Gesetz mit einigen Abänderungen.

Mit den Pflichten und Rechten, welche die der Zunft angehörnden Handwerker übernommen hatten, nahmen sie auch teil an den Aufgaben der Gemeinde. Wir finden sie im Räte der Stadt sitzen und bestimmend am Wohle der Bürger mitwirken. Zum Teil wurde die Stadtverfassung nach dem Zunftwesen aufgebaut und gegliedert. Sie traten auch, wenn es sein mußte, mit ihrem ganzen Vermögen für die Interessen ihrer Stadt ein. Im Museum befindet sich eine Urkunde aus dem Jahre 1603. Nach dem damaligen Brande hatte die Stadt bei dem Kaufmann Heinrich Holzgraff in Neiße ein Darlehen von 5000 Talern aufgenommen. Darüber wurde ein Schuldschein ausgestellt, bei welchem die Zünfte für die Zurückzahlung hafteten. Dies bekundeten sie durch ihre Zechsigel. In der Urkunde finden sich zwei größere in Wachs gedruckte Siegel der Stadt und Gerichtsbarkheit, ferner 12, ursprünglich 13 Siegel. Es sind die der Bäcker, Fleischer, Schuster, Kürschner, Schneider, Büttner, Huttner (Hutmacher), Tuchmacher, Züchner, Selzer, Töpfer und Zinngießer. Es ist wohl anzunehmen daß das 13. verlorengegangene vielleicht das Siegel des Baugewerbes gewesen sein muß, da es damals bereits zünftig war, galt es doch im 13. und 14. Jahrhundert als eines der vornehmsten, so daß sich selbst Herren nicht scheuten, in dasselbe einzutreten.

Durch den Zechbrief wurde das Wirtschaftsleben der einzelnen Handwerksberufe nach festen Gesichtspunkten geregelt. Oberster Leitsatz war: „Jeder sollte leben.“ Er sollte mit eigener Hand schaffen und nicht mehr verdienen, als er zu einem standesmäßigen Unterhalt für sich und seine Familie erforderlich war. Um dies zu erreichen, kam es zur Festsetzung von Höchstzahlen für die zu beschäftigenden Gesellen und Lehrlinge. Hatte ein Meister einmal einen besonders großen Auftrag zu erledigen, so sollte er andere Meister seiner Zunft beteiligen. Eine besondere Verpflichtung bestand darin, Sorge zu tragen, daß die Arbeiten zum gemeinen Besten ausfielen und keine minderwertige Arbeit ausgeführt wurde um irgend eines Vorteils wegen. Zunftälteste und besondere Schaumeister überzeugten sich in den Werkstätten von der Beachtung genannter Forderung, ob die Arbeiten handwerksgerecht ausgeführt wurden. Wer sündigte, wurde streng bestraft. So lesen wir z. B. im Zechbrief der Tuchmacher von 1545:

„Für ein Tuch, das zu dünn ist, soll der Meister nach Erkenntnis gestraft werden, und so es dreimal geschieht, so verliere er sein Handwerk und wird dem Handwerk untüchtig.“ Nicht umsonst heißt der alte Spruch: „Gott segne das ehrbare Handwerk!“

Für seine ehrliche Arbeit sollte auch der Handwerker seine Bezahlung haben. Das Borgunwesen der heutigen Zeit kannte man damals nicht. Es war Pflicht, nach Erhalt der Ware zu bezahlen. Hatte ein Handwerksmeister einen größeren Auftrag zu erledigen, so zahlte der Kunde ratenweise schon während der Anfertigung. Die Preise für die lebensnotwendigen Waren setzte zumeist die Zunft in Übereinstimmung mit dem Rate der Stadt fest.

Jeder Meister hatte in den Mitgliedern seiner Zunft den Bruder zu sehen und sich eines ehrlichen Wettbewerbes zu befleißigen. Ein Abspenstigmachen von Kundschaft und Gesellen duldete man nicht. Verstöße wurden öffentlich vor der ganzen Innung gebrandmarkt. Ebenso war die Schwarzarbeit verpönt. Versuchte ein Geselle oder ein fremder Handwerker, der zugewandert war, die Arbeit eines zünftigen Meisters auszuführen, so gab es eine empfindliche Geldstrafe und bei Wiederholung Gefängnis, ja manchmal wurde der Störer von den Zunftgenossen böse zu gerichtet. Auch die Abgrenzung des Handwerks wurde scharf beachtet.

Die Zunftgesetze regelten auch die Arbeitszeit und den Lohn der Gesellen und des übrigen Gesindes. Täglich wurde je nach dem Handwerk 10 bis 14 Stunden gearbeitet und nach dem Grundsatz: „Jede Arbeit ist seines Lohnes wert“, erhielt der Geselle einen ausreichenden Lohn. Da die Lebensverhältnisse bekanntlich damals billig waren, so gelangten neben dem Meister auch die Gesellen und das Gesinde zu einem gewissen Wohlstand, der sich später in einer üppigen Lebensweise zeigte, so daß der Rat der Stadt Verordnungen erließ, wieviel Gänge bei den einzelnen Festen genossen und wieviel Kleider und Schmuck getragen werden durften.

Aufgedungen wurde die Arbeit gewöhnlich zu Ostern oder Michaelis. Es war üblich, daß Meister und Geselle im Frieden voneinander schieden. Nach vollendeter Lehrzeit mußte der Geselle wandern und durfte binnen Jahr und Tag nicht wieder an demselben Ort zurückkehren. Gab ihm der Meister den Abschied, so war es ihm erlaubt, zu einem anderen Meister am Platze in Arbeit zu gehen. Kündigte er aber auf, so mußte er abwandern.

Die Handwerker derselben Zunft mit ihren Angehörigen und Gesellen und dem übrigen Gesinde standen wie in einer Familie festgegliedert zusammen. Alle hatten innerhalb dieser ihr gegenüber bestimmte Verpflichtungen. Schon des Meisters Kind wurde in dem Sinne erzogen. Wollte ein junger Meister das Zunftrecht erwerben, so mußte er nachweisen, daß sein Eheweib Handwerkerlehre besaß. Es war auch selbstverständlich, als Meister verheiratet zu sein und Familie zu besitzen. War er beim Meisterwerden noch nicht verheiratet, mußte er dies alsbald nachholen. Im Zechbrief der Tuchmacher ist z. B. zu lesen: „Er muß nächstes Vierteljahr ge-

heiratet haben mit einer ehrlichen Jungfrau oder Witwe, der dies verachtet, zahlt Buße 24 Groschen und soll vom Handwerk feiern, bis er sich in den Ehestand ehelich begeben hat."

Schon frühzeitig fand man die Grundsätze der Nächstenliebe im Zunftwesen verankert. Sie erstreckte sich besonders auf die in Not geratenen Meister und Gesellen und ihre Familien. Es war Ehrenpflicht, sofort Hilfe zu leisten. Das Gewerbe eines erkrankten oder gestorbenen Meisters durfte nicht zum Erliegen kommen, und nach dem Tode eines Meisters führte, falls die Witwe nicht mehr heiratete, das Handwerk ein dazu fähiger Geselle bis zu ihrem Lebensende fort. Und nach dem Grundsatz: „Ein Geselle, der seinem Meister in guten Tagen gedient hatte, sollte von diesem auch in schlechten Tagen nicht verlassen werden!“ sorgte man für hilfsbedürftige Gesellen und ihre Familien. Ein Teil der Zunftinkünfte fand für Unterstützungszwecke Verwendung. Schon frühzeitig errichtete man Handwerkerhilfskassen. In den Verwaltungsberichten der Stadt erfolgten jährlich die Abrechnungen dieser Kassen. Im Bericht von 1873 werden 11 aufgeführt und zwar für Handwerksgejellen:

1. der Schuhmacher,
2. der Klempner, Gürtler, Kupferschmiede, Schlosser, Gold- und Silberarbeiter,
3. der Schneider, Knopfmacher und Posamentierer,
4. der Weber, Tuchmacher, Strumpfwirker, Seiler, Färber, Hutmacher und Tuchscherer,
5. der Maurer, Zimmerleute, Buchhandwerker, Schornsteinfeger,
6. der Fleischer, Rot- und Weißgerber, Handschuhmacher und Seifensieder,
7. der Bäcker, Konditoren und Pfefferküchler,
8. der Tischler, Böttcher, Stellmacher, Lackierer, Drechsler und Maler,
9. der Sattler, Riemer, Kürschner, Tapezierer und Buchbinder,
10. der Schmiede, Feilenhauer, Nagel- und Messerschmiede,
11. der Töpfer.

Auch das Herbergswesen, eine Einrichtung für durchwandernde Gesellen und die Gaben beim Vorsprechen um Arbeit, beruhten auf der Hilfsbereitschaft der Zunft.

An den Patronatstagen, bei der Ausnahme eines Meisters in die Zunft u. a. m., war man fröhlich und guter Dinge! Dann spielten die Stadtpfeifer zu Spiel und Tanz auf. Fröhliches Schmausen und Singen hielt jung und alt zusammen. Noch wahr! das Museum manchen alten Zunftbecher auf, aus welchem gekühlter Wein oder schäumendes Bier Stärkung und Labung bot. Viele Jahrhunderte hindurch sah der Rathausaal ihre Feste, und im Sommer nahm der herrliche Stadtwald sie auf. Immer beteiligte sich die ganze Stadt an den Festen der Zünfte.

Besonderen Wert legte man auch auf Anstand und Sitte. So heißt es z. B. in einem alten Zechbrief von 1545: „Und wer solche, ihre Morgensprache, Versammlungen und Eingänge besucht, sollen ein vollkommen

Friede mit Worten und Taten gehalten werden, der diesen Rat gelehrt, soll Friedbruchsstrafe erleiden“, und so ein Meister „in Eingang, Versammlung ihrer Zeche Lüge straft, büßt 4 Groschen, wer in Eingang und Versammlung ungefraget redet, und wer Brotmesser oder andere Waffen bei sich trägt, oder essend oder schwachend dazist, büße 4 Groschen.“

Die Zünfte übernahmen auch den Wehr- und Verteidigungsdienst. Ihre Mitglieder waren es, die im Bürgerheer einst Waffentaten vollbrachten, von denen heute noch die Stadtchronik berichtet. Waffenbereitschaft und Waffenübung wurde den Handwerkern zur Pflicht gemacht. Im Falle der Not fehlte keiner auf dem Sammelplatz oder auf dem ihm zugewiesenen Wachtposten. Da standen sie, nachdem sie kurz vorher von Weib und Kind Abschied genommen hatten, voll Kampfesmut auf den ihnen zugewiesenen Plätzen der alten Stadtmauer und schossen von ihnen oder den Wehrtürmen aus auf die Feinde, daß sie sich blutige Köpfe holen mußten und merkten, was es heißt, Leobschütz anzugreifen. Da drangen sie in geschlossenen Reihen aus dem Nieder-, Ober- und Klostertore der Stadt hinaus, um ihn anzugreifen oder ihn auf der Flucht zu verfolgen. Wie trachten da die blinkenden Beile der Fleischer auf die Harnische nieder, und wie tief stießen die Weber, Gerber u. a. ihre Speere in das Herz des Feindes, „wie haben die Gerber so meisterhaft gegerbt, wie haben die Färber so blutig rot gefärbt!“ Und nicht zurück standen ihre Frauen, deren Lob heute noch die Geschichte verkündet. Waren sie es doch, die dazu beitrugen, den Polen und Tschechen das Wiederkommen zu verleiden, als sie mit siedendem Wasser und Pech ihnen auf den Leib rückten!

Gewerbe und Industrie im Kreise Leobschütz vor 100 Jahren.

Von Paul Römer.

Vor 100 Jahren gab es in unserer Heimatprovinz noch kein ausgesprochenes Industriegebiet, sondern wir finden Fabriken und andere industrielle Anlagen in allen Kreisen gleichmäßig verteilt. Hauptbedingung war, daß sich Brennholz in genügender Menge in nächster Nähe der Werke befand. Eine einzige Ausnahme machte der Kreis Leobschütz. An sich ist der Lößboden für eine starke Waldentwicklung nicht besonders geeignet; weiter ist aber der Kreis seit altersher immer besiedelt gewesen. Auch die große Siedlerwelle im 12. und 13. Jahrhundert erreichte ihn vom Süden eher als beispielsweise den Kreis Neiße, der vom Westen her besiedelt wurde. So konnte sich hier nie eine Industrie besonders ausbreiten, es sei denn eine landwirtschaftliche, die sich auf den Ackerbau des Landes stützte. Vor 100 Jahren war Leobschütz der einzige ober-schlesische Kreis, in dem sich keine Eisenindustrie befand.

Anders verhielt es sich mit der Industrie der Steine und Erden. Vor allem hatte man Interesse an dem verschiedentlich zutage tretenden Gips. Nach den damals ganz neuen und umwälzenden Lehren des Chemikers Liebig hielt man ihn für ein gutes Düngemittel. Erst viel später sah man ein, daß die düngende Wirkung des in ihm enthaltenen Kalkes von der schädlichen Schwefelsäure übertroffen wird.

Nach Knie's „Alphabetischer, statistischer, topographischer Übersicht der Dörfer und Städte in Schlesien“, die für die folgenden Zeilen als Unterlage dient, gab es in Dirschel im Jahre 1840 vier Gipsbrüche. Sie lieferten

Besitzer	Arbeiter	Scheffel	Preis je
1. Dominum	30	8 700	$\frac{1}{6}$ Taler
2. Jos. Zygaht	6	500	„ „
3. und 4. Gottl. Broske	8	400	„ „

In Neukatscher, einer Siedlung seit dem Jahre 1789, befand sich ein Gipsbruch des Josef Lubowsky, in dem 9 Mann 5000 Scheffel im Werte von 511 Talern brachen.

Bei der Raichel- oder Reichelmühle in der Nähe von Dirschel, die ursprünglich dem Grafen Gaschin gehörte und den Köslinger Bauern zur Parzellierung verkauft war, finden wir acht Gipsgruben, die acht Bauern gehörten. Nur vier von ihnen waren 1840 in Betrieb und lieferten mit 14 Arbeitern 1680 Scheffel Gips. Nicht weit davon finden wir in Langenau Lehn und Langenau fürstlich fünf Gipsgruben. Sie lieferten:

Ort	Besitzer	Arbeiter	Scheffel
Langenau Lehn	Florian Englisch	—	900
„ „	Anton Klein	3	610
„ „	„ „	3	720
„ Fürstl.	Ignaz Bannert	14	3 208
„ „	Gottl. Fleischer	4	1 500

Das Gestein wurde in Windmühlen gemahlen, die der Gegend ein eigentümliches Bild gaben. Zur gleichen Zeit versuchte man übrigens auch in Schreibersdorf, Kr. Ratibor, nach Gips zu graben, doch erwiesen sich die Lager als unergiebig.

Eigenartig ist eine Notiz, die wir in Zimmermanns „Beiträgen zur Beschreibung von Schlesien“ aus dem Jahre 1784 finden. „Zwey Meilen von Warngowitz zwischen Steubowitz und Roberwitz (der Kreis Leobschütz reichte damals bis nach Hultschin) hat man Spuren von Salzunden; die Gelegenheit dazu gaben zwey Bauern, welche anzeigten: 1) daß das Vieh

an den Orten sehr gern das Gras fräße und sogar die Wurzeln heraus-
risse, wie es denn, wenn es geregnet habe, die reinsten Quellen verlasse
und lieber aus den sich an diesen Stellen sammelnden Pfützen sauffe.
2) Würde das Gras, wenn die Sonne sehr warm schiene, ganz weiß, und
man habe durch den Geschmack das Salz erkannt. Die Bauern machten
auf der einen vorzüglichen Wiese zwey Gruben, die eine ohnweit der Rober-
wizer Mühle, auf der Stelle, wo der Salzgeschmack am stärksten ist. Das
Ausgeworfene bestand bey der Untersuchung aus grauen Letten und großen
Kieseln, war aber weiß beschlagen. 4 Pfund der Erde ausgelaugt, filtriert
und gesotten, gaben ein Quentchen Salz . . .“

In Rösniß gab es sehr gute Töpfertongruben. Die Haupteinnahme-
quelle für den Landwirt war damals der Flachs. Das von der Bäuerin
im Verein mit den Mägden gesponnene Garn wurde von den Webern im
Orte weiter verarbeitet oder von Garnsammlern aufgekauft. Bleichen finden
wir in Comeise (11) und Tropelowitz (2). Das Leinöl, das man so not-
wendig in der Fastenzeit brauchte, wurde in besonderen Dehlmühlen in
Dobersdorf, Deutsch-Neukirch, Hubertusruh und Bauerwitz (2) gewonnen.
In Leobschütz gab es eine Rammgarnspinnerei mit 400 Spindeln und 102
verschiedene Webstühle, während in Ratscher 386 Webstühle standen. 1784
waren erst 46 Weber in Ratscher vorhanden.

Erwähnt mögen noch werden eine Leder- und eine Tuchwalke in Leob-
schütz und drei Färbereien und zwei Schnupstabsakfabriken in Ratscher.

Das Bierbrauen war ursprünglich ein Recht der Städter. Auf ein-
zelnen Bürgerhäusern ruhte die „Braugerechtigkeit“, nach der der Besitzer,
wenn er an der Reihe war, im städtischen Brauhause Bier brauen und
dieses dann in seiner Wohnung auschenken durfte. Darüber hinaus hatten
sich die Bürger als Teil des Meilenrechtes das Schrotrecht erworben, d. h.
in den Dörfern rings um die Stadt durfte nur städtisches Bier ausgedient
werden. In Leobschütz gab es 1784 226 Braugerechtigkeiten und die Bier-
dörfer Badenan, Neundorf, Roben, Trenkau, Ritteldorf, Königsdorf, Sab-
schütz und Kaltenhaus. In Bauerwitz haftete die Gerechtigkeit auf
50 Häusern, die jedoch kein Ausschrotrecht auf den Dörfern besaßen, wäh-
rend in Ratscher jeder Bürger den Wein-, Met-, Bier- und Branntwein-
auschank betreiben konnte.

Die Dörfer und Dominien bauten sich nun allmählich eigene Braue-
reien und umgingen das Meilenrecht, was zu endlosen „Bierkriegen“
führte. Es ist eigentlich ein gutes Zeichen für den aufgeweckten Sinn der
Bauern im Leobschützer Lande, daß wir bei ihnen so viele Brauereien
finden. Denn das Bier spielte damals im Wirtschaftsleben eine ganz
andere Rolle als heute. Es war ein Nahrungsmittel und wurde gleich
hinter dem Brote genannt. Im Jahre 1840 waren Brauereien in: Bauer-
witz (3), Bladen, Hedwigsgrund, Branitz, Damasko, Dirschel, Geppers-
dorf, Gläsen, Gröbnig, Hennerwitz, Hochkretscham, Hohnsdorf, Burgfeld,
Jakobsfelde, Ratscher (2), Rösling, Leobschütz (2), Liptin, Nassiedel,

Altstett (je eine der Groß- und Kleinbürger), Zietenbusch, Pilgersdorf, Piltsch, Pommerswitz, Pohnitz, Sauerwitz, Stolzmuß und Hubertusruh.

Noch zahlreicher allerdings sind die Brennereien, deren Vorhandensein sich bald ungünstig auswirkte. Bekanntlich ist der Kreis Leobschütz der erste Kreis im Osten, in dem Versuche mit dem Anbau der Kartoffeln gemacht wurden. Bald mußte man zusehen, wie man den Überschuß daran verwerten sollte, da man das Versüttern der Kartoffeln noch nicht kannte. Die Domänenkammer versprach Prämien für ein Verfahren der Spiritusherstellung aus der Knollenfrucht. Im Jahre 1831 wurden in Schlesien schon 2355 Scheffel in den ländlichen Brennereien verbraucht, während die Summe zusammen für die Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern und Brandenburg nur 2108 Scheffel betrug. Im Regierungsbezirk Oppeln versteuerte man

1814: 2 Millionen Quart Branntwein,

1834: 11 Millionen Quart Branntwein.

Und das Volk trank dieses Getränk nur zu gern, so daß man bald von der „Branntweinpest“ sprach. Wir finden 1840 in den Kreisen Cosel 6, Ratibor 33, Neustadt 37 und Leobschütz 50 Brennereien! Sie waren in Bauerwitz (3), Bieskau, Bleischwitz, Hedwigsgrund, Branitz, Damasko, Dirschel, Dirschendorf, Dittmerau, Eiglau, Geppersdorf, Gläsen, Gröbnitz, Hennerwitz, Hochfretscham, Hohndorf, Burgfeld, Jakobswalde, Kaldaun, Ratscher, Knispel, Kösling, Leobschütz (4), Langenau, Liptin, Löwitz, Michelsdorf, Moder, Nassiedel, Altstett (2), Osterdorf, Zietenbusch, Pilgersdorf, Piltsch, Pommerswitz, Pohnitz, Rakau, Roben, Rösnitz, Sauerwitz, Schönau, Stolzmuß und Tropelowitz.

Im Jahre 1846 setzte von Deutsch-Piekar her eine Mäßigkeitsbewegung ein, indem die Geislichkeit das Volk während des Gottesdienstes veranlaßte, dem Schnapsteufel abzuschwören. So sank auch wieder die Zahl der Brennereien in Preußen von 22 969 im Jahre 1831 auf 7711 im Jahre 1865.

Für den Handel und Verkehr sorgten die drei Städte, wir finden in ihnen

	Leobschütz	Ratscher	Bauerwitz
Einwohner	6212	2442	2292
Handwerker	489	900	150
Kaufleute	23	12	—
Krämer	59	36	10
Krammärkte	4	5	4

In Leobschütz fanden außerdem Mitte Juni und Oktober Wollmärkte und an jedem Sonnabend ein Getreide- und Flachsmarkt statt.

Vergleichen wir nun damit die Zeit um 1865. In der Zwischenzeit hatte sich die bodenständige Industrie weiterhin gesund entwickelt. Nach Triests topographischem Handbuche beträgt der Flächenraum der Gipsgruben in Bladen, Dirschel, Dirschenhof, Ratscher, Kösling und Langenau

46 Morgen; 79 Arbeiter fördern dort 32 000 Tonnen Gips. Bei Altstett wird feuerfester Ton, bei Bieskau und Comeise Basalt gewonnen.

Erfreulich ist die Ausdehnung der Weberei. Seit 1855 beschäftigt Fränkel, Neustadt, in Ratscher 200 Webstühle, so daß wir dort 1863 240 Webermeister, 118 Gesellen und 62 Lehrlinge finden. Die Damastweberei in Tropowitz beschäftigt 55 Meister und 103 Gesellen an 147 Stühlen. Um 1850 beginnt M. Teichmann in Leobschütz und bald darauf auch H. Holländer die bis dahin hauptsächlich in Apolda angefertigten Hauben, Schals, Spenser und Tücher herzustellen, so daß bald 1000 Arbeiterinnen in vier Wollknüpf-Fabriken beschäftigt sind.

Im ganzen Kreise sind um 1860 aufgestellt: 720 Webstühle in Baumwolle und Halbbaumwolle, 455 Leinenwebstühle, 16 Webstühle in Wolle und 3 Strumpfwwebstühle. Dazu kommen 15 Garnbleichen, eine Garnfärberei und eine Walkmühle. Für die Krafterzeugung dienen im ganzen Gebiet zwei Dampfmaschinen mit 6 und 3 Pferdekraften.

Die Wohlhabenheit der Einwohner beruht aber auch weiterhin auf dem Getreidebau, namentlich Leobschützer Gerste ist weithin gesucht.

Napoleonstag 1808.

Erzählt von Hugo Gnielczyk.

Es ist wahrhaftig eine trübe Zeit, nicht allein deshalb, weil es gar so schlecht mit den Lebensmitteln steht, sondern auch deswegen, weil der Feind immer weiter ins Land einrückt, und seine Horden Bürger und Bauern drangsalieren. Und viele von denen, die deutsches Blut in sich haben und nach Gottes Willen zu uns gehören sollten, stehen mit Willen auf Seiten des Feindes und dienen ihm als Büttel für eigene deutsche Brüder, daß es eine Schande und Schmach ist.

Im August, es ist der 16. des Jahres 1807, rücken die ersten Franzosen zu uns ins Städtel ein. Wir glaubten bisher, wir hätten schon die Hölle in der Stadt; aber die kommt jetzt erst, als der berühmte Obrist Frossard einzieht.

Wo bleibt unser König, wo die Armee Friedrichs des Großen, bei der ich gestanden bin?

Mit der Reitpeitsche in der Hand stolziert das Pack einher und schlägt jeden, der nicht ausweicht, wie einen Hund. Den Schuhmacher Lehnert, der an ihrer Wache vor dem Quartier vorbeigehen will, stoßen sie mit dem Kolben vom Bürgersteig, daß er mit dem Hinterkopf auf den Bordstein schlägt und nach zwei Tagen stirbt.

Mir soll einer kommen. Ich stoß ihm meinen Stelzfuß in den Wanst. Es ist mir alles gleich, und wenn ich dabei zugrunde gehe. Einer muß anfangen. Wir müssen doch ans Vaterland denken. Dürfen denn die Hundsrotte uns schinden und schänden, wie es ihnen beliebt? Und doch

ist es gut, sage ich. Da werden die Spießer, die da noch satt und denkfaul sind und sich um das Volk nicht kümmern, aufwachen. Da werden ihre vollen Bäuche hohle Fässer werden. Da werden sie selbst spüren, was sie bis jezt am Viertisch noch nicht gespürt haben, was aber wir schon lange in unseren Hirnen wälzen: Einen Weg zu denken und zu finden aus Schmach und Schande zur deutschen Freiheit. Besinnen muß sich doch der Mensch, daß er ein Vaterland hat, dem er verpflichtet ist, daß sein Denken weiter reichen muß, als über den eigenen Tisch und das eigene Bett.

Viele sind aufgewacht. Der Bürgermeister tritt wie immer mannhaft für die Stadt ein, ist ein alter Haudogen. Er sagt ganz richtig, daß wir keine Kontributionen mehr zahlen können, haben ja bald keine Sohlen mehr an den Schuhen. Der Frossard, der Lump, hat ihn ins Stockhaus einsperren lassen. Gut so, werden wieder viele daran wach werden.

Die Bauern revoltieren gegen die Nichtsnutze. In Bratsch ließ sich einer von den Herren Franzosen täglich zu seiner Belustigung im Schweinstrog seinen Wanst schaukeln. Kannte auch einer Magd nach, hieb nach ihr mit dem Säbel, die Magd aber war schneller, und der Hieb blieb im Psoften stecken, so daß er heute noch zu sehen ist. Den haben sie in den Himmel geschaukelt. Dort kann er täglich Kaffee trinken, den er immer verlangt hat. Wer hat heute den teuren Kaffee? Wir trinken, wenn es gut geht, unsre Saueruppe. Jezt baumelt er auf dem Galgenberge. Ja, die Bratscher und auch die anderen lassen sich nicht.

So sonderbar es klingt, ich bete zum Herrgott, daß die Franzosenhunde uns noch mehr bedrücken sollen, nicht etwa, weil ich noch größeres Elend dem Volke wünsche, sondern weil es nicht anders zu erwecken ist, als wenn ihm der Feind die Köpfe trommelt. Und was ich wünsche, geht immer mehr in Erfüllung. Hat bisher die Jugend allein manchem Franzosen heimlich seine Übergriffe vergolten, knirschen jezt schon die Männer und die Alten. Fand man gestern drei tote Unholde im Malzteich, und in den Scheunen sollen auch welche vergraben sein. Erhalten wir kein Recht, so nehmen wir es uns.

Dort, wo das Magazin der Tyrannen ist, gibt es heut am hellerlichten Tage einen Donner, daß man meint, Häuser und Stadtmauern stürzen ein. Ist das ganze Pulverhaus in die Luft geflogen und mit ihm das französische Wachkommando, an die 20 Mann. Sie sollen nicht mit dem Feuer in unseren Herzen und Hirnen ein Teufelsspiel treiben. Die Untersuchung hat nichts zutage gebracht. Der Bürgermeister sitzt ja schon, sonst hätten sie ihn aufgekniipft; aber sie haben in ihrer ohnmächtigen Wut angesehene Bürger eingestockt. Weiter so, ihr welschen Herren, einmal schlägt's um, da sind wir oben.

So ist jeden Tag eine neue Aufregung. Am Abend ist alles wie ausgestorben, keiner darf heraus. Aber wir treffen uns, wo keiner hinkommt. Was essen wir noch? Rinde und Wurzeln, Kräuter und Beeren aus unserm Buchwald. Und bei den Welschen verschimmelt das übrige Brot, daß es fuhrenweise hinausgefahren wird. Und unsere Kinder sterben wie

die Fliegen, daß Gott erbarm, weil ihre Mütter sie nicht nähren können, Mütter, die mit ihren Kindern für Deutschland dulden.

Doch Fluch und Schande über die Frauenzimmer, die sich mit der aufgeblasenen fremdblütigen Soldateska abgeben und mit ihr scharmuzieren. Die Zöpfe sollte man ihnen allen abschneiden, wie es schon einigen geschehen ist. Aus der Stadt sollte man die Ehrvergessenen hinausjagen. Werfen sich denen weg, die uns bedrücken. Da lob ich mir die Christine Beyer, die dem Hornisten sein feuriges Herz kalt machte. Und nun sitzt die Heldin, die in Notwehr handelte, im Stockhaus. Aber unsre holen sie heraus, der Tag kommt.

Schreiben sollte man an jedes Thor, in jedes Herz: Deutscher, wach auf! Oh, es wachen schon gar viele in Deutschland. Der Stein, der Scharnhorst, in Schlesien der Graf Boeken, der wie der Erzengel Gabriel von Ort zu Ort reitet, Soldaten wirbt, Regimenter aufstellt, Festungen wieder aufbaut. Ich wollte, ich hätte kein Stelzbein und-könnte mittun. Aber das will ich machen: Wenn die Franzosen aus dem Lande gesagt sind, will ich mit der großen Glocke läuten, daß man es ringsum hören soll. Da wollen wir feiern. Da wollen wir Fackeln auf die Türme stecken. Da wollen wir illuminieren und Fahnen herabhängen, weil die Schmach ein Ende hat.

So hab ich gedacht. Aber es kommt mit mir anders. Doch was liegt an einem alten Krüppel? Wenn meine Kameraden mich auch im Weißen Roß gern sehen und wir manchen Humpen gutes Leobschützer Bier miteinander getrunken haben, nach mir kommt ein anderer. Und es ist auch schon ein anderer, der von diesem Abschnitt an alles schreibt, aber so schreibt, wie ich es ihm sage.

Es ist der 15. August 1808, den die Franzmänner den Napoleonstag nennen. Da hat der Frossard befohlen, daß die ganze Stadt flaggen und am Abend illuminieren muß. Alle sollen sehen, daß wir getreue Napoleonsknechte sind. Die Schieber und die Kriecher haben so einen Feszen hinausgehängt. Und zu mir, dem Glöckner, kommt so ein schwarzäugiger Muffje, hielt mir das Bajonett gegen die Brust, dorthin wo jedes Menschen Herz sitzt und schlägt, und radebrecht etwas von „Kloche läuten“. Ich tu, als wäre ich taub und achte zuerst gar nicht auf ihn. Ich bleib auf meinem Schemel sitzen und seh ihn an, als wären er und seine Rumpane, die hinter ihm stehen, gar nicht da. Dabei fällt mein Blick in den Spiegel, der mir gegenüber an der Wand hängt. Ich komme mir selbst ganz fremd vor. Herrgott, bin ich denn das? Mein Gesicht ist voller Falten. Die Hafennase steht noch mehr heraus als früher. Und über ihr steht steil eine Zornesrinne, und die Augen funkeln unter meinen buschigen Brauen wie zwei glühende Stahlkugeln hervor. Mein Gesicht ist voller Stoppeln. So muß ich im Kriege ausgesehen haben, als wir die endlosen Märsche gemacht haben und nichts zu essen hatten. Hinter mir seh ich im Spiegel die lauernnden Fragen der Henker Deutschlands. Da schneuze ich mich und werfe ihnen den Ausdruck meiner tiefften Verachtung vor die Füße. Schon

kommt einer an mich heran, als wollte er mir eine Mausschelle geben. Er geht in seiner blinden Wut auf mich zu und achtet auf nichts. Ich schiebe ihn durch eine unmerkliche Bewegung meinen Stelzfuß zwischen seine gefunden Beine. Er stolpert und wäre gestürzt, wenn ich ihn nicht aufgehalten hätte. Da grinst er. Ich lache auch und sage freundlich: „Ich kenne euch, ihr Pack. Unter Blücher haben wir schon miteinander Bekanntschaft gemacht. Euch verdanke ich mein Holzbein. Ich möchte mich euch dafür irgendwie erkenntlich zeigen. Was steht zu Diensten?“

„Merzi!“ sagt der Sergeant und stottert noch einmal seinen Spruch vom Napoleontag und Glockenläuten dem Hundsfott zu Ehren.“

Ich lache und sage: „Die Glocken sind bloß für den Herrgott da.“

Sagt der Schuft: „Rittig, rittig, Napoleon sein unsre Errgott. Für Majestät alle Klode läuten!“

Ich nicke: „Li, ui!“ und stehe steil auf.

Da schlägt mir der Sergeant kameradschaftlich auf die Schulter, zeigt mir ein Geldstück und will es mir geben. Ich lasse es unter den Tisch fallen und sage grimmig lächelnd: „Ich werde auch ohne Geld die Glocken läuten.“ Da bückt sich der eine Poalu und greift gierig nach der Münze; doch der Sergeant gibt ihm einen Fußtritt und steckt es ein.

Ich pfeife meinen beiden Buben. Dann stelze ich mit ihnen hinaus zum Glockenturm und habe dabei eine ehrenvolle Begleitung. Die Schinder bleiben vor der Turmtür stehen und halten Wache. Und wir drei stapfen die Treppe hinauf. Meine Jungen schimpfen wie die Späßen und wollen nicht läuten. Ich aber befehle ihnen, die kleinere und die Sterbeglocke zu ziehen. Da lachen sie und packen die Seile. Ich selbst hänge mich an den Strang der großen Klocke und schwinde sie hin und her. All meinen Haß und meinen Grimm schlage ich an die Glockenwände. Mit jedem Klang schrei ich, was ich kann: „Napoleon verrecke!“

Weithin dröhnt der wunderbare Erzton der Klocke. Die Sterbeglocke himmelt wie Rinderweinen dazwischen. Ich blide zu meinen Jungen hinüber und sehe, wie sie von den Riemen ganz hoch geschwungen werden, und mich packt die Raserei. Wie die Fliegen so leicht sind sie. Ihre Augen liegen tief in den Höhlen. Und Lumpen hängen an ihren spindeldürren Gliedern. Ich läute und schreie: „Gott strafe Napoleon! Herr, rette Deutschland!“ Ich keuche und denke: Wann werden die Deutschen einig sein? Wann steht der König auf? — Ich selbst? Ach, ich kann ja nicht mehr mit den anderen in Reih und Glied marschieren. Aber die Arme habe ich. Könnte die Macht Napoleons zerschlagen. Ich zieh am Strang, daß ich wie ein Ball hinauf- und hinabspringe. Der tiefe Ton der Klocke wird immer höher, tausend wird er, und seine Zwischenschwingungen heulen, weil der Klöppel mit übermäßigem Schläge aufsprallt. Plötzlich ein klirrer Ton. Er trifft mich mitten ins Herz. Die große Klocke ist gesprungen und schreit mit zerbrochener Stimme unser Elend, unsere Schmach über das zerschlagene Vaterland hinaus.

Dann lache ich, lache und läute. Ich sehe und höre nicht, wie polternde Schritte herauftoben. Ich weiß, daß ich sterben muß. Und wenn ich auch tot bin, werde ich weiter am Glodenstrange ziehen, daß man mich immer hört. Auch in ihren Träumen sollen alle mich hören, wie ich sie rufe und immer wieder rufe, bis die Kolonnen gegen die Korpsenscharen marschieren und sie zum Lande hinausjagen und die Fahnen der Freiheit auf allen Gassen wehen. Deutschland, werde glücklich!



PHILOS
VATER

Die Voreltern Philos vom Walde.

(Nach urkundlichem Material der Pfarrei Kreuzendorf.)

Der Dichter Philo vom Walde, Johannes Reinelt, stammt väterlicherseits aus dem nahen Sudetengau, dem so viele Dichter und Komponisten entsprossen sind. Sein Urgroßvater, Franz Reineld, war Gärtner in Nieder-Paulowitz, dem Orte, das nahe an Rothwald, wo der tolle Graf Sodiß lebte, und nahe den Höhen der Belchen- und der Rothkoppe liegt,

und von dem Maidelberg, die trutzige Burg, nicht weit entfernt ist. Lieder- und sangesreich, voller Sagen und Ereignisse, reich an Brauchtum ist Nieder-Paulowitz, einer jener Orte, die nahe der früheren Grenze im schönen Sudetengebirgsvorland liegen.

Philos Urgroßvater war also Gärtner, d. h. Ruhbauer. Geburts-, Todesstag und Name seiner Frau sind nicht zu ermitteln.

Aus Franz Reinelds Ehe stammt Johann Reinelt, der Großvater des



PHILOS
MUTTER
UND
SCHWESTER

Dichters, der wahrscheinlich 1773 oder 1768 in Nieder-Paulowitz geboren wurde. Er heiratete am 21. 1. 1799 nach Kreuzendorf und lebte dort als Häusler mit seiner Frau in erster Ehe, Rosa Schindler, der Tochter des Anbauern Georg Schindler und dessen Frau Anna Maria. Rosa Schindler wurde 1770 geboren und starb am 10. 7. 1814. Schon am 21. 8. 1814 fand die Trauung des Witwers Johann Reinelt mit Theresia Reichel, geboren 13. 10. 1787 in Kreuzendorf, statt. Theresia R. war die Tochter des Häuslers Georg Reichel und seiner Ehefrau Maria Elisabeth, geborenen Sonntag aus Kreuzendorf. Aus erster Ehe entsprossen zwei Mädchen

und aus zweiter Ehe ein Knabe und ein Mädchen. Johann R. starb am 24. 6. 1838 an Krampf, seine Frau am 17. 12. 1859 an Altersschwäche.

Aus Johann Reinelts zweiter Ehe entstammt der Vater Philo vom Walde mit Namen Carl R., geboren den 13. 12. 1819 in Kreuzendorf. Er war Häusler und Weber. Auch er heiratete zweimal, das erste Mal am 29. 11. 1845 in Kreuzendorf Josepha Bernard, geboren den 29. 8. 1820 in Kreuzendorf. Sie war die Tochter des Häuslers und Schmieds Anton Bernard und dessen Ehefrau Theresia Strahler in Kreuzendorf. Die erste Frau Carl Reinelts starb schon am 28. 12. 1856, 36 Jahre alt. Dieser Ehe entsprossen zwei Mädchen. Die zweite Ehe ging Carl R. mit Rosalie Kuhr, geboren 14. 10. 1821 in Kreuzendorf, ein. Die Trauung fand am 23. 6. 1857 in Kreuzendorf statt. Die Vorfahren der Rosalie Kuhr sind Freigärtner, Robotgärtner und Inlieger in Kreuzendorf gewesen. Der Urgroßvater heißt Christopher Kuhr.

In zweiter Ehe hatte Carl R. zwei Jungen und ein Mädchen. Der älteste der Knaben war unser Dichter Johannes Anton Reinelt, geboren 5. 8. 1858 in Kreuzendorf. Carl R. starb am 26. 8. 1884 an Brustwassersucht.

Ob Hans Reinelt seine dichterischen Anlagen aus der väterlichen oder der mütterlichen Ahnenreihe geerbt hat, weiß man nicht. Jedenfalls ist sein Vater der besinnlichere und phantasiereichere Teil gewesen. Und wir freuen uns, daß wir nächst Holtei in Philo vom Walde den größten Dialekt-dichter Schlesiens als Kind unserer Heimat nennen dürfen.

Und doß ich gern a brinkel lach
und gern a schnalsches Verschel mach,
doas leit mer ein Geblütte:
Ich hoa a schläsch Gemütte.

Und müßt ich slugs verterben,
ich schwürs mit Herz und Hand:
De Schläsing, ja, de Schläsing,
die ihs mei Heemteland.

Philo v. Walde.

PHILO ALS
ADJUVANT
IN BIELAU



Unveröffentlichte Briefe Philos vom Walde
(Johannes Reinelt) an seine Schwester, Frau
Franziska Meißner in Reinschdorf, Kreis Meiße.

Mitgeteilt von Franz Heißig.

Meiße, den 10. Februar 1886.

Liebe Franze! Du hast Dir jämmerlich den Magen verdorben. Das einfachste und beste Mittel von der Welt ist dieses: Du nimmst eine lange Wickelbinde, wie sie die Frauen haben oder nähst zwei Handtücher aneinander. Die Hälfte dieser Binde tauchst Du in eiskaltes Wasser, windest es dann tüchtig aus, legst das Nasse doppelt zusammen, legst es vorn um den bloßen Leib über den Magen und hüllst das Trockene darüber, ziemlich fest, daß es anliegt — dann kannst Du noch ein trockenes Tüchel oder so was drüber binden. Dann legst Du Dich sofort ins Bett, damit

Du nicht frierst — im Sommer geht man damit spazieren. Gleich wirst Du große Wärme merken, und wenn Du das einige Abende vor dem Schlafengehen machst, bist Du gesund. Laß Dir von niemanden abraten, ich mach es hundertmal so, beinahe jeden Abend und bin so gesund geworden. Aber nur gut auswinden und gleich ins Bett. Und nur nicht vor dem kalten Wasser sich fürchten, ich gehe jeden Morgen aus dem warmen Bett ins kalte Schaff. — Frage die Mutter! Bevor Du nicht gesund bist, nichts Fettes, Saures, Süßes essen. In einigen Tagen schreibe, wie es geht. Herzliche Grüße Johann.

★

Breslau, den 2. Mai 1904.

Liebe Franze! Endlich komme ich dazu, Dir diese Zeilen zu senden. Heute mittag um 1 Uhr, als ich aus der Schule heimkam, fand ich Deine Karte. Wir fühlen alle mit Dir. Du mußt wirklich viel durchmachen. Schon damals, als ich Deinen guten Mann das erste Mal sah, erkannte ich, daß er an dieser Krankheit litt. Und jetzt, als ich Euch besuchte, wußte ich, daß er unrettbar sei. Hätte ich nur vor 2 Jahren doch energisch auf Euch eingewirkt, damals war's noch nicht zu spät; nun hat er alles übermunden, es ist sehr rasch gegangen. Wie gerne wir auch hinkämen — es geht nicht. Ich muß zu Pfingsten zwei Tage Urlaub nehmen, da ich 8 Tage nach Königsberg reisen muß. Liesel muß jeden Tag ins Geschäft, Marie muß die Haushaltung besorgen; auch lassen sich in den paar Stunden die Sachen nicht so herrichten. Du wirst uns das nicht verübeln. Wenn Marie zu Pfingsten nach Reife fahren sollte, würde sie Dich mit Roswitha besuchen. Ich komme gelegentlich einmal beim Vorbeifahren. Wie schön hättet Ihr jetzt leben können! Nun bist Du wieder in Schmerz



PHILO UND
SEINE TOCHTER
ROSWITHA

PHILO ALS KURGAST
IN GRÄFENBERG
MIT SEINER FRAU



und Kummer. Aber wir haben alle unser Leid zu tragen. Du wirst mit der Zeit auch diesen schweren Schicksalsschlag überwinden — Du bist eine starke Natur. Mir tut es um Deinen Mann sehr leid — er war einer, den man unbedingt gern haben mußte. Mein Bruder Franz war vor etlichen Wochen einmal bei mir, als sein Sohn zur Kommunion ging. Wir sehen uns fast nie — ich komme auch zu hundert anderen und besten Freunden nicht, da ich keine Zeit habe. Also sei nicht böse wegen unsers Fernbleibens, ich werde im Geiste unter Euch weilen. Sei mit Deinen Kindern und dem Schwiegervater herzlichst begrüßt, grüße auch gelegentlich Herrn Grüßner und schreibe gar bald wieder einmal Deinem treu ergebenen Bruder Hans.

★

Breslau, den 24. 2. 1905.

Liebe Franze! Endlich diese eiligen Zeilen. Ich habe so entsetzlich viel zu tun, daß ich Dir nicht eher und mehr schreiben kann. Bilde Dir nicht Dummheiten ein. Du sollst die Schwindsucht haben? Das ist nur Dein schwacher Magen und sind Deine Nerven. Du mußt nicht so sehr grübeln! Andern gehts noch viel schlimmer. Es ist nun ein Tag später. Überm Schreiben kam gestern Graf Bethusy Huc vorgefahren und quälte so sehr, daß ich in Frack und Zylinder mit zum großen Maskenfeste fahren mußte. Heute bin ich auch vergebens, morgen auch — so geht es jeden Tag fort. Ich kann jetzt unmöglich zu Dir hinkommen. Vielleicht im Frühjahr einmal. Du mußt mir deshalb nicht böse sein, es geht wirklich nicht. Ich habe zuviel Arbeit. Mache Du nur in der Woche mehrmals ein warmes Zimmer — laue Ganzwaschung des Körpers von 22 Grad Reaumur. Ins Bett — Leibbinde — kalt. Nichts Fetttes, Heißes, Eiskaltes, stark Gewürztes und zu Saures essen; kein frisches Brot. Auf leichten

Stuhlgang achten. Das Zimmer und die Betten lüften und sonnen. Ich habe vor Weihnachten schwer an Influenza gelegen und war dann noch vier Wochen lang nicht arbeitsfähig. Mit Bruder Franz komme ich gar nicht zusammen. Bei mir laufen so viele Briefe ein, daß ich viele nicht beantworte, darum blieb auch Dein erster unbeantwortet. Ich war damals selbst noch leidend. Weihnachten war Hans zu Besuch. Er kostet mich jährlich über 500 Mark. Im Herbst wird er frei. Den andern geht es gut. Also lasse den Kopf nicht hängen — wir haben alle unser Kreuz zu tragen; ich auch — meins ist etwas vergoldet, aber desto schwerer. Sobald ich einmal kann, komme ich auf etliche Stunden hin. Schreibe mir gelegentlich, wie es Dir geht. Wir grüßen Euch alle. Hans. (In Eile.)

★

Breslau, den 28. 3. 1905.

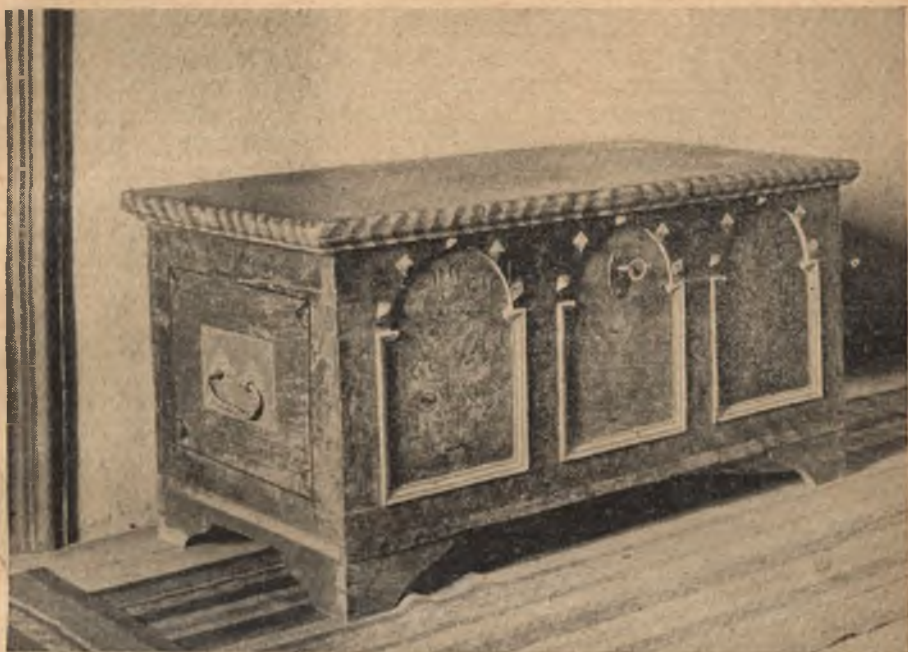
Liebe Franze! Seit meinem letzten Briefe an Dich bin ich selbst wieder schwer influenzakrank. Ich habe 14 Tage fest gelegen und bin noch bis Ostern beurlaubt. Mir geht es so wie Dir. Ich kann fast gar nichts essen, habe furchtbaren Ekel vor jeder Speise. So schleppe ich mich von Woche zu Woche. — Geh Du zu Dr. E... nach Reife und laß Dich untersuchen. Ich halte es auch nur für ein Magenleiden. Nenne ihm meinen Namen nicht, da ich nichts mehr von ihm wissen will seit vielen Jahren. Aber geh Du zu ihm und schreib mir, was er gesagt hat. — Trösten wir uns gegenseitig. Jedenfalls gehts mir noch viel, viel schlechter als Dir.

Es grüßt Dich Dein Bruder Hans.

Lebensbild des Leobschütz Museums.

Städte sind nicht nur Mittelpunkte lebendiger Kultur, sondern auch Siegelbewahrer des wertvollen Nachlasses vergangener Zeiten der engeren Heimat. Spät hat man sich des letzteren in Leobschütz, das seit jeher einflußreich auf sein Umland wirkte, besonnen. Spät, weil gerade der Kreis Leobschütz an volkstümlichen Gegenständen, die deshalb verloren gingen, sehr reich und mannigfaltig war.

Es ist der Anregung des Stadthaltesten Odersky kam man im September 1910 nach und gründete mit geldlicher Unterstützung der Stadt und des Kreises das Heimatmuseum für den ganzen Kreis, dessen Ehrenvorsitzender der Landrat, dessen Vorsitzender der Bürgermeister Priemer und dessen Leiter Rektor Hofrichter wurden. Aus der Museumskommission



TRUHE - AUFN.: WEGNER

wurde 1911 ein Museumsverein, der die Allgemeinheit durch einen öffentlichen Aufruf zum Beitritt einlud. Die Meldungen waren spärlich. Trotzdem wuchs der Museumsbestand so, daß im Juni 1914 das Museum aus seinem einzigen Raume im Rathaus auszog und in einigen unteren Zimmern des alten Gymnasiums untergebracht wurde.

Die Aufstellung der Gegenstände geschah, nachdem Vorsitzender und Leiter das Troppauer Landesmuseum besichtigt und manche Anordnungen nach dessen Muster trafen. In Glaschränken und Glaskästen wurden die reichen Trachten, Uniformen, Glas-, Porzellan- und Schmuckgegenstände, Siegel, Stempel, Münzen und Medaillen, Urkunden und Bücher den Besuchern vorgelegt. Hausrat stand auf Tischen und Brettern, Bilder und Waffen hingen an den Wänden.

Der Weltkrieg brachte auch dem Museum eine gehemmte Weiterentwicklung. 1916 wies es 673 Inventarstücke auf. Fast alle Gegenstände wurden geschenkt. 1917 waren es insgesamt 894. Manches kam herein, das nur Originalitätswert besitzt und heute ausgemerzt wird. Es wurde damals ausgestellt, weil der edle Spender immer wieder erschien, um nachzusehen, ob seine hochherzige Spende ausgestellt und ob sie auch recht gewürdigt werde. Wehe dem Museumsleiter, wenn er sie mißachtete!

Rektor Hofrichter war unermüdlich, für das Museum zu werben. In der wirren Zeit der Revolte von 1918 blieb das Haus geschlossen. Wertvolle Stücke wurden nach Neisse in Verwahrung gebracht. Als es im Jahre 1922 ruhiger wurde, trat die alte Sammeltätigkeit wieder ein. Hierbei zeichnete sich besonders Seminarlehrer Schimke mit seinen Seminaristen durch Vergung vorgegeschichtlicher Funde aus. Das Museum zählte Anfang 1922 rund 1200 Gegenstände. Die Mitgliederzahl des Vereins betrug 146 mit drei korporativ angeschlossenen Gruppen. Dem § 1 der Satzung wurde folgendes vorangestellt: „Der Museumsverein Leobschütz und die ihm angegliederten Kreisgruppen sind bestrebt, praktische Heimatkunde in unserem Kreise zu pflegen. Darum suchen sie den Sinn, sowie auch das Verständnis für die Entwicklung der heimischen Kultur, für ehemalige und gegenwärtige Sitten und Bräuche unserer engeren Heimat und damit die Liebe zu ihr zu stärken.“

1923 bis 1926 war Seminarlehrer Schimke anstelle des schwer erkrankt gewesenen Rektors Hofrichter Museumsleiter. Ihm zur Seite stand als treuer Mitarbeiter Polizeiwachtmeister Werner. Seit dem Weggang Schimkes liegt die Museumsleitung bis heute in den fleißigen und treuen Händen des Konrektors Staehr. Bis 1927 wuchs die Zahl der Stücke auf 1980. Die Räume wurden wieder zu klein. Nachdem ein Umzug in ein eigenes Haus fehlgeschlagen war, bezog das Museum acht Räume des ersten Stockwerks in demselben Hause, wo es heute noch ist.

Bei einem Rundgang durch die Räume bietet sich in wohlgeordneter, wenn auch wieder beengter Weise folgendes dar: Zuerst erstet das alte ummauerte biedermeierliche Leobschütz in vielen Stichen, Bildern, Zeichnungen und Photos vor uns. Im zweiten Raum hören wir das Knistern der Gänsefeder aus vergangenen Jahrhunderten, sehen Stadt- und Kaiserliche Schreiber über Urkunden gebückt, die sie mit großen und kleinen Siegeln wohlbehängt haben. Rund 100 städtische, von 1265 ab, sowie Innungs-urkunden und Stadtakten erzählen uns aus der Geschichte der Stadt und dem Herzogtum Leobschütz mancherlei. Das Entzücken jedes Kenners, die größte Kostbarkeit Ostdeutschlands im Rechtsschrifttum ist die Abschrift des Leobschützer Rechts, handgeschrieben von 1413 oder 1414 bis 1421 von Nicolaus Kurz, einem geborenen Leobschützer, und mit goldenen und andersfarbigen Initialen reich geziert von Johann von Zittau. In den Schränken liegen Bücher aus vielen Jahrhunderten, das älteste trägt das Druckjahr 1483.

Ein ganz anderer Geist weht uns aus dem dritten Raume entgegen. Da sind keine Urkunden von Tinte und Papier, nein, Scherben und nichts als Scherben berichten die Geschichte der Ur- und Frühbewohner unseres Kreises mit rund 180 Originalgefäßen, 30 Steinbeilen, 60 Arten und Urtafeln und zwei prachtvollen Armbergen.

In den nächsten Räumen sprechen Waffen aller Art zu uns: 176 Schußwaffen, 154 Säbel, Degen und Seitengewehre und gesondert der

türkische Ehrenäbel Liman von Sanders mit Elfenbeingriff und reicher Goldeinlage, dazu der Orden Pour le merite.

Gotische Hallen, barocke Kirchen umfängen uns, wenn wir die Kirchenkunst des sechsten Zimmers betrachten. Bilder, Figuren und künstlerische Schmiedearbeiten schauen uns an, machen uns mit der Kultur dieser Zeit bekannt. Da ist die schlichte gotische Badenauer Madonna, die schon auf dem Hackloß lag, aus den Jahren 1400 bis 1420. Dort funkelt die handgeschmiedete Monstranz des Leobschützer Meisters G. Gießmann vom Jahre 1785. Gute Schlosserkunst zeigen uns die ausliegenden Arbeiten aus Leobschütz. Reich ist die Trachtensammlung, die Originalstücke aus den Dörfern unseres Kreises enthält. Was wunder, daß neben den schönen Mädchen die schmucken grünen Husaren stehen. Der letzte Raum zeigt uns bäuerliche Gegenstände aus Küche, Stube und der Arbeit früherer Zeiten.

Außer dem Gefagten besitzt das Museum eine Sammlung von rund 1700 Münzen und Medaillen, 80 Wand-, Stand- und Taschenuhren.

Der Gesamtbestand zählt über 4300 Nummern.

Im Laufe der Jahre wurden Sonderausstellungen in Schaufenstern auf dem Ringe veranstaltet, die NS.-Organisationen herangeholt, im Rundfunk und im heimatlichen Schrifttum wurde für das Museum geworben. Wissenschaftler und Künstler studierten die Schätze und bearbeiteten sie. So ist eine große Arbeit über das Leobschützer Recht im Werden. Was aber mit das Erfreulichste ist, das Museum erhält endlich die Räume, die es für seine Größe braucht, um die Gegenstände wirkungsvoll zur Aufstellung zu bringen. Die Stadt hat auf der Lindenstraße große lichte Räume geschaffen, in die übergesiedelt wird.

So wird das Museum aus einem kleinen dunklen Raume von einigen Quadratmetern Größe in lichte Räume von Hunderten von Quadratmetern hinauswachsen, in biologischem Aufbau Zusammenhänge zwischen Einst und Jetzt, Entwicklungsreihen der Kulturdinge, Kulturkreise, An- und Abklingen gewisser Kulturformen, aber immer dasselbe zeigen, nämlich deutsche Art und deutschen Geist in unserem künstlichen Grenzkreise, dessen Atem und Adern weit ins jüdetendeutsche Land hinausgehen und die uns immer sagen: Wir gehören zusammen!

Heimatschutz.

Ein Volk, das sich seiner Sendung und seiner Würde bewußt ist, trägt in sich und entwickelt in immer klarerer Ausprägung den Volks- und Reichsgedanken, dem es dient, auch in allen sichtbaren Äußerungen seiner Kultur. Wir blicken heute noch bewundernd nach den Werken deutscher Vergangenheit, in denen Kraft und Schönheit im kleinsten Baugliede, in jeder Einzelschöpfung, im Bildwerk, Möbel und Gerät zur Geltung kommen. Die Zeit allergrößter Entscheidungen, in der wir heute leben,



MÖHLE BEI GLASEN
AUFN.: KAUDISCH

wird den kommenden Geschlechtern den Antrieb für ihr Schaffen geben, so wie sie uns Lebende zu höchstem Einsatz verpflichtet.

Alle Aufgaben, auch die des Alltags, bekommen in diesem Sinne eine gesteigerte Bedeutung. Die Pflege der Heimat nimmt ihre besondere Stelle ein im Rahmen dessen, was die Zeit von uns fordert. Wenn Ernst Rudorff, dem einstigen Bahnbrecher für Heimatpflege und Heimatschutz, durch den großen Lehrer deutscher Geschichte Heinrich von Treitschke jene Auffassung von der Geschichte als den aus der Vergangenheit durch die Gegenwart in die Zukunft wirkende Lebens- und Gestaltungskraft des Volkes erwuchs, die ihn unablässig für die von ihm als recht erkannten Gedanken eintreten ließ, welch unendlich höheres Ziel stecken uns Leben und Tat unseres Führers!

Es ist ein bestimmter Abschnitt, ein Teil nur aus dem Umkreis der das ganze Große umfassenden Aufgaben, die der Heimatpflege und dem Heimatschutz gestellt sind. Was einst Vorbild und Kraftquelle für unsere Vorfahren war, das gilt es zu pflegen. Vorbild und Kraftquelle gilt es unserer Zeit vor allem aber selbst zu werden auch im Kleinsten. Im Heimatschutz und in der Heimatpflege entscheidet nicht allein die Schönheit. Sie ist ihren Bund eingegangen mit dem Willen. An die sittlichen Kräfte in jedem deutschen Menschen wendet sich der Heimatschutz. Die wissen-

schaftlichen Fragen und die Fragen der Gestaltung werden von ihm in die Einheit und Harmonie gebracht, die das Wesensbild, die Erscheinung alles geformten Seins in unserer Heimat schafft und trägt.

Jeder ist in der Lage, zu seinem Teil und in seiner besonderen Weise an der Pflege und Gestaltung unserer Heimat mitzuwirken. Das Einzelne findet seinen Platz, gliedert sich ein, wird unlöslicher Bestandteil im großen Gemeinschaftswerk, wenn es seiner Verpflichtung, dem Ganzen zu dienen, treu bleibt und innig sich hingibt. *Dein Können und Dein Herz der Heimat — das ist Heimatschutz!* Auch für *Deine* Mitarbeit liegen Aufgaben in Fülle vor. Wende Dich an den Kreisvertrauensmann des Heimatschutzes in Deinem Kreise, frage ihn, wo Du am besten mithelfen kannst. Fällt Dir etwas auf, wo Du glaubst, daß der Heimatschutz da oder dort ans Werk muß, teile es Deinem Kreisvertrauensmann mit, den Du, wenn Du seinen Namen nicht weißt, — oder ihn vergißt, bei dem Herrn Landrat Deines Kreises erfährst.

Die Arbeitsgebiete des Heimatschutzes sind folgende:

Siedlungsfragen. Das Bauernhaus. Flurnamen. Ortsnamen und Familiennamen. Sippenkunde. — Möbel und Gebrauchsgegenstände. Friedhofskunst. — Dorf- und Stadtbild. Beratung für Ortsfahrungen. Bauberatung. Technische Kulturdenkmäler. Naturschutz und Landschaftspflege.

Vorsitzer des Schlesischen Bundes für Heimatschutz ist Landeshauptmann Adams, Breslau, Landeshaus. Dort befindet sich auch die Geschäftsstelle.

Franz Dittels Amerikareise im Jahre 1850.

Franz Dittel, ein Bruder des verstorbenen Amtsvorstehers Johann D. in Hubertusruh — er stammte aus der heutigen Franz Beyerischen Bauernwirtschaft — wanderte im Jahre 1850 nach Amerika aus und schildert den Verlauf seiner Reise mit einem Segelschiffe und seine ersten Eindrücke in der „Neuen Welt“ in folgendem Briefe:

Vielgeliebte Eltern!

Wir sind den 20ten Appriel von Brämerhasen in die Nordsee gefahren bei sehr gutem Winde, und alle bekamen gleich den ersten Tag nachmittag die Seekrankheit bis auf dreie, ich und aus Leisnitz einer und einer aus Berlin. Bei den anderen hat die Krankheit auch nicht lange gedauert. Manche haben sie in zwei Tagen überstanden, manche haben sich auch länger geschleppt damit; denn keine böse und gefährliche Krankheit ist es nicht. Sie haben bloß immer gebrochen, gewöhnlich nach dem Essen, sonst sind sie gerade nicht krank gewesen. Wir sind bei gutem Winde in 5 Tagen glücklich durch die Nordsee gefahren. Dann kamen wir in den Kanal, und da sahen wir die Küsten von England und Frankreich. In 2 Tagen fuhren wir durch den Kanal und kamen in den Atlantischen Ozean. Hier sind wir noch immer gut gefahren, aber dann hatten wir 3 Tage Sturmwind. Allzu

schlimm war es nicht. Die Wellen schlugen nur manchemal über das Schiff, und dann bekamen wir wieder guten Wind und segelten gut fort. Ich bin dann 3 Tage krank gewesen, ich bekam ein geschwollenes Gesicht, der Doktor verordnete mir gekochte gersten Graupe, und so ist es vergangen, und ich war wieder gesund und munter. Dann sind wir 5 Wochen gefahren und haben nichts gesehen als manchmal Schwein-Füße, und auch fliegende Füße haben wir oft gesehen. Hernach kamen wir an die ersten Inseln, und da freuten wir uns sehr, daß wir wieder Land sahen. Wir kamen aber an einem Tage vor die Inseln vorbei. Des Nachts sahen wir zwar ein großes Feuer auf der einen Insel, wir wußten aber nicht, war es ein Feuer oder ein Feuer speiender Berg. Dann haben wir wieder 10 Tage kein Land gesehen, aber manchmal doch große Füße, Delfinen und Heifüße. Endlich sahen wir Amerika, konnten aber den Hafen nicht finden. 3 Tage mußten wir herumfahren, dann kam ein Boßmann und führte uns in den Hafen herein nach San Suan. (Wohl San Juan.) Als wir dort ankamen und ausgeladet hatten, gefiel uns das Land schlecht, denn dort wächst nichts, es ist lauter Sandboden und noch mer, wir wurden Uneinig untereinander. Der Doktor kam nicht mit in die Stadt auf Kostarika nach San Jose, der Schuhmacher Schuf, der Baron von Büren, der Kaufmann Frank und der Kaufmann Henkel und Flegel, die blieben zurück in San Suan. Auch noch 2 andere blieben dort, weil sie Arbeit bekamen, und sie wollten erst etwas verdienen, weil sie kein Geld mehr hatten. Wir mochten aber nicht dort bleiben, weil es zu ungesund ist. Da sind wir noch 17 Personen mit den Kindern abgereist von San Suan; am San Suan- und Sarapiquífluße sind wir 5 Tage gefahren und dann kamen wir zu einem Hause. In Europa würden sie sagen, es ist bloß ein Schopfen. Dort sind alle Frauen und Kinder auch Mansleute geblieben und sind wir bloß 5 heraus gereist nach San Jose. Da waren wir 6 Tage unterwegs. Oft war der weg aber so sehr schlecht, das es kaum möglich war fortzukommen. Dazu regnete es alle Tage. Der weg geht durch lauter Wälder und über so große Berge, auf einen Berg hinauf sind wir $\frac{1}{2}$ Tag gestiegen. Wir haben aber unterwegs gar nichts getroffen, keine Wilde Thiere, keine Früchte, nichts als bloße bäume, und keinen einzigen Baumstam, der in den Europäischen Wäldern wächst, trifft man in Amerika, wo wir gereist sind, nicht. Wie wir in die Städte kamen, dort ist es Freilich schön. Da sind ganze Felder mit Kasee Bäumen, und auch aller Art Früchte wachsen da. Die Kirchen sind auch schön und ganz ausgemalt, aber keinen Menschen sieht man da mit einem gebetbuch. Es ist aber sehr schön, wenn der Geistliche zu einem Kranken geht. (Hier hat sich der Brieffschreiber gewiß getäuscht und eine Prozession mit einem Krankenbesuch verwechselt.) Er wird auf einer Sänfte getragen, ein knabe mit einer Klingel geht voraus, 4 männer gehen vor ihm und machen musik. Hinterdrein geht viel Volk. So geht der zug ganz langsam vorüber. Von den Musikanten hat einer eine Klarinete (Klari- nette), zwei haben Geigen und einer hat einen baß. 4 Männer tragen den Geistlichen, zwei Soldaten gehen auch mit gewähren, auf jeder Seite

einer. Die Stadt ist schön angelegt. Alle Straßen gehen grade aus, aber die Häuser sind ganz niedrig gebaut. Viel Fenster sieht man auch nicht, die meisten sind voll Holz, Thüren (Türen) und alles steht offen bis zum Abend. Ein Kaufmann, der in San Juan gewesen war, hat uns geführt, und wir sind bei ihm einquartiert. Wir bekamen 3 Tage die Kost bei ihm, aber durften nichts bezahlen, alles was wir verzehrt hatten. Es sind 2 deutsche Leute (Leute) da, die sind sehr reich und bezahlen alles für uns. Sie geben uns auch Lebensmittel auf die Reise. Wir mußten doch jetzt unsere Sachen hollen, die bei den anderen Leuten in dem Schloß geblieben waren, und das war wieder ein schwerer Weg. Die Leithe in San Juan hatten uns abgeredet, wir sollten nicht nach San Jose gehen, die Regierung würde uns nichts geben. Aber wie wir zur Regierung kamen, hat sie uns alles versprochen. Den Acker können wir uns suchen, wo wir wollen und auch mit Lebensmittel will sie uns versorgen, bis wir etwas erbauen und uns selbst erhalten können. 20 Acker Land bekamen wir geschenkt und 30 sollen wir uns kaufen für 30 Gulden, und die dürfen wir erst in 5 Jahren bezahlen, aber das Geld müssen wir verzinsen zu 6 Prozent. Wir werden uns wohl in der Nähe der Stadt Aguile niederlassen. Dort soll der Boden sehr gut sein, und es sollen alle Europäischen Getreidearten dort wachsen. Ich möchte bitten, wenn ihr so gut sein wollt, und von jeder Art Getreide mit schicken, bloß von jeder Sorte eine Handvoll, also Weizen, Korn, Gerste, Hafer, Erbsen, Linsen, Wicken, Kleesamen. Auch wenn ihr Birn- und Apfelmüßel (-kerne) habt, könnt ihr sie mit schicken. Noch bitte ich, daß ihr mir noch hundert thaler Geld mit schickt, damit ich mich in eine Wirtschaft einrichten kann. Sonst müßte ich noch ein paar Jahre für andere arbeiten, und ich habe immer nichts. Das werdet ihr zu Hause doch auch nicht wollen. — Es ist auch alles theuer hier. Der Arbeiter bekommt nicht mehr wie 10—15 Silbergroschen. So könnt ihr es euch überlegen, daß es am besten wäre, wenn ich bald einen eigenen Acker anfangen und mir etwas Vieh (Vieh) kaufen könnte. Die Leithe verstehen hier gar nicht viel. Die Kühe geben keine Milch, wenn die Kälber nicht vorpizen, sie können keine Butter machen auch keine Käse, sie verstehen gar nichts vom Rindvieh. Ihr könnt euch erkundigen, es soll aus Ratscher, Ignaz Mosler, Sterkfabrikant (Stärkefabrikant) ein Freund vom Schuller (Schullehrer) sein, mit diesem sollt ihr alles mit schicken, der soll im Herbst nachkommen. Unser Geld wird in Amerika nicht angenommen, es muß alles in Bremen oder Hamburg verwechselt werden, und so könnt ihr es am besten schicken. Ich kann euch nichts mit schicken, denn die Kokos-Nüssen und Palmenblätter sind zu groß, die Kokos-Nüssen wie ein Kopf und die Palmen über 2 Klaftern (à 1,9 m) lang. Den einen Bruch gebt wieder dem Goldberger in Leobschütz ab, er soll nach Leisniz. — Schreibt mir, wie es euch geht und wie es mit mir wegen dem Müllter (Militär) ausgefallen ist. Ich grüße euch alle vielmal — vielmahl, vielgeliebte Eltern, meine Brüder und Schwester. Auch alle Freunde laßt ich grüßen. Ich bin bis jetzt noch immer gesund, aber an Ort und Stelle sind wir noch nicht. Ich verbleibe euer vielgeliebter

Sohn Franz Dittel. — San Jose den 2. Juli 1850. Wie es wird sein, das kann ich jetzt noch nicht wissen. Ich werde es euch erst dan Schreiben, wenn wir werden an Ort und Stelle sein und unsern Acker eigen haben. Unsere Reise dauert zu lange, wir Sollen über die Regenzeit in San Jose bleiben. Die Regierung verschafft uns Quartiert und Arbeit. Auch giebt sie uns 40 Mann, die unsere Sachen von Sarapiki bis nach San Jose tragen. Es ist ein so Schlechter weg, das auch die Maulthierren zum tragen kaum vorwärts kommen. Da Kost es mit den Sachen Sehr viel mihe (Mühe) und es ist am besten, wenig Sachen mitzunehmen.

Zur Erläuterung:

Costa Rica, mittelamerikanischer Freistaat zwischen Nicaragua und Panama, 48 800 qkm, durch 2 Hochgebirgsketten in eine atlantische Seite mit viel Regen zu allen Jahreszeiten (Urwälder), und eine pazifische (der Pazifische oder Stille Ozean) mit ausgesprochener Trockenzeit, geschieden. (Savannen-Vegetationsform tropischer Trockenländer; Grasland mit Bäumen und Baumgruppen in allen Übergängen zwischen Wald und Steppe. — 80 Prozent der Einwohner (476 000) in den sehr gleichmäßig warmen Hochebenen des Innern. Haupterwerb: Ackerbau. (Mais, Zuckerrrohr, Kakao, Reis, weniger Viehzucht.) Ausfuhr von Bananen, Raffee, Kakao, Zucker, Gold, Silber, Edelhölzern, Häuten usw. Hauptstadt: San Jose. 1540 spanische Provinz, seit 1821 unabhängig. — San Juan del Sur am Nicaraguasee. Dorn, Breslau.

Ostereinzug in Bratsch.

Als ich auf der Bahn saß, um nach Bratsch zu fahren, wo ich mein Amt antreten sollte, war mir der Ort nur durch den Poststempel, einen Brief und durch den Klets auf der Landkarte bekannt. Lachende Menschen mußte es dort geben; denn der Brief des Hauptlehrers Mai sprühte von Humor. Ich zog das Schreiben hervor und las die zerhackte Schrift:

Lieber Herr Kollege!

Kommen Sie nur her. Unfre Lust ist die beste der ganzen Umgegend. Wir sind ein Höhenluftkurort und haben eine Hochschule, sie liegt nämlich 42 000 Zentimeter über dem Meerespiegel. Mein Fünfszigmarksgaul wird Sie abholen. Die Gemeinde wird flaggen. Die Bäume wehen schon im Grün. Ich habe Ihnen eine Stube besorgt, die ist hübsch lang und breit. An der einen Wand lassen sich 20 Tabakspfeifen aufhängen, an der anderen 40 Stiefelknechte in Parade aufstellen. Die Stube war einmal ein Tanzsaal. Vielleicht hören Sie im Schläse noch Gläserklirren und Tanzgestampf. Der Huhlberg läßt Sie schön grüßen. Sie werden ihn lieb gewinnen . . .

In diesem Stile ging es weiter.

Ich wollte unangemeldet erscheinen, hatte also nicht die Stunde meiner Ankunft geschrieben. Die Bahn fuhr von Leobschütz aus wie ein Keil in einen Ausschnitt hinein, so daß die Höhenzüge, die dem nahen Gebirge zu Füßen saßen, nicht mehr zu sehen waren.

Als ich auf dem kleinen Bahnhof Mocker ausstieg, wurde ich als Fremdling von allen Seiten begutachtet. Ein rotbemühter und rotbenaster Bahnhofsvorsteher kam mir zwar bekannt vor, doch wußte ich nicht, ob das die Mühe oder die Nase mache. Der Briefträger aber, der Postfachen auslud, befah mich wie ein unadressirtes Paket.

Ich fragte zwei Jungen, wo der Weg nach Bratsch sei. Sie gaben mir, wie ich nachher erkannte, eine falsche Richtung an. Ich hatte dies aber nicht zu bereuen. Ich ging also auf Peterwitz, jetzt Zietenbusch, zu. Linker Hand erhoben sich bewaldete Steinrücken. Rechter Hand falteten sich Hügel zu einem bunten Gewand. Über den Saaten standen Lerchen.

In Peterwitz überraschte mich die malerische Lage der Häuser, die erhöht, mit breitgewölbten, runden Toren, kleinen Fußgängerpforten, weinumrankt an der Straße stehen, die zum Mühlberg führt. Ein dünner Steg lag über dem Wasser, an dem die stillgelegte Mühle behäbig in die Sonne blinzelte. Ich stieg den Berg hinan, über den sich die Straße, tief ausgefahren, mit kühnem Bogen schwang. Wie mir dieser Aufstieg wohlthat, wie mir das Herz vor Freude und Erwartung pochte! Oft stand ich still und blickte zurück, sah ein hohes Haus mit zwei Türmen inmitten der Bauernhöfte aufragen und dahinter auf hellem Hügel eine Windmühle wie verzaubert stehen. Und links zur Seite stieß spitzwipfelig Wald in weiße Wolken. Rechts stand eine Gehölzkinderschar wie Kinder in der Schule um einen großen Tannenbaum und lauschte den Worten, die zu mir wie ein leises Rauschen herüberlöteten.

Frühlingsluft, von goldener Sonne erwärmt, sog ich in vollen Zügen ein, als ich hoch oben auf dem Mühlberg stand. Wie wunderbar, in Bau und Farben zusammengehörig, lag das Dorf vor mir in der Tiefe. Sonnen- glast spiegelte sich aus stillen Fenstern wider. Kinder tummelten sich mit jungen Gänschen und bellenden Hunden. Ich wandte mich um, da sah ich, durch ein Tal von mir getrennt, Bratsch wie hingezaubert am Berg- hang liegen. Weiße Häuser in erwachendem Grün und mittendrin der Zwiebelturm der Kirche. Lerchen steilten jubilierend in die Höhe, schwankten an Sonnenbändern hin und her. Hier stieg ein Hügel schweratmend hinauf, dort beugte sich ein anderer zur Tiefe vor. Am Dorfe aber stand der Huhlberg dichtan, und an seinem Hute trug er eine Windmühle. Felder wiegten sich in den Mulden und klonnen zur harten Höhe. Wege sägten sich dazwischen. Vereinzelte windzerkaufte Bäume krönten die Höhen. Ein Bauer schürfte die Schollen mit blinkendem Pfluge. Ein heller Gruß hin und her. Nachschauen mir. Wer mochte der Fremde sein? Ich schritt an zwei holzüberbauten alten Brunnen vorbei in das rothbäckige, apfelbaum- blühende Bratsch hinein.

Eine breite saubere Straße führte zwischen den Gärten dahin, hinter denen die schmutzen Häuser standen. Neugierig schauende Kinder grüßten von allen Seiten, blonde Schöpfe, blaue Augen, frische Gesichter. Da blickte ja gar der Steinbruch mitten in die Dorfstraße vom Huhlbberg herunter. Wieder waren es die Rundtore und die geschlossene Art der Gehöfte, die auf mich einen großen Eindruck machten.

Die Kirche stand erhöht, und rings um sie lagen die zur letzten Ruhe, die einst in dem Dorfe gearbeitet und wohl auch mancherlei Schicksale erlebt hatten. Aus dem Kirchhofsgebüsch schlug eine Amsel.

Wo ist die Schule? Ein einstöckiges Gebäude, das wie ein Bauernhaus dreinschaute, wurde mir gewiesen. Ich schritt durch den Hof in den Flur hinein und hörte hinter einer Tür eine sich räuspernde Männerstimme. Ich klopfte an und trat auf das Herein in den Raum. Der Hauptlehrer las die Zeitung, sie kochte Kaffee. Die Begrüßung war freundlich. Ich hörte, daß der Briefträger beauftragt war, jeden Fremdling an der Bahn zu mustern. Ich sei für verdächtig erklärt worden, jedoch da ich nach Peterwiz abgebogen sei, wäre das Interesse für mich geschwunden.

Bald führte mich Herr Mai in mein für mich vorgesehenes Heim. Es lag in einem breiten Bauernhaus. Eine grüßende Bäuerin, die ich in ihrer Mundart nicht recht verstand, führte uns eine Treppe hoch in ein schönes, großes, frisch gescheuertes Zimmer. Hier wurde ich meinem Schicksale überlassen. Meine Möbel kamen. Und als ich beim Auspacken war, klopfte es und der kleine Fritz Lepie, der eben jetzt 1940 sein Leben in Frankreich ließ, trat damals mit einem Gruß von seinen Eltern ein und brachte „eine Wurst“ vom Schweinschlachten.

Jahre sind seitdem vergangen, aber dieser Einzugstag in Bratsch steht immer noch als heller, sonnenumkränzter Frühlingstag vor mir.

Brautscha off am Durf.

De Glocke leita ei de Kirch. Marila, die a Hof kehrt, leißt schnell ei de Rech, em sich zurechtzumacha, denn heit is doch Hochzich, und do muß se doch de Brautleit fahn. Schenn rennt se es Stegla hinunder zur Kirch. Viel Leit stiehn schenn durt.

Die ißhta Kalesch kemmt in. De Leit reckt sich de Hals aus und stußa und puffa an, doß sie bloß was sehn. Das get a Gezischper und a Gemoster. De Leit gahn off jedes Dreckla acht, doß sie bloß was erzählä kenna. Do macht a Breiterich zu lange Schritt, do hält de Braut a Schmeder nech richtig, und so gieht es hin und her. Oßcht in de Kirch wird acht gahn, denn a Breiterich, dar ei de Offregung zopplig is, möcht immer metrenna em a Altar. Dann wird gelacht, wenn de Braut met ihrer piepfigen Steam a nachsät, woas ei Pfarr spricht. Raum jedoch sein de Brautleit daheim, do waß schenn es ganza Durf, woas se nech richtig gemacht hän.

M a g d a W e i ß m a n n.

Vom Betta.

Simf Kaleffa fohrn eim Dorfe nos. Se huen schiene, schworze Farde viergespunn. — Ja, dos sein jo sogar Sauerwiker. Ich docht, die wärn vo Kreis. — „Na, Pechpauer, a so fein fährt ma doch nie ofs Feld.“ „Na, nä, ober wißt er nie, doß der Honsch Franz vom Rosinkabarge morne Hochzich hot? Do fohrn wer heite betta.“ „Betta? Was is’n dos?“ „Wißt ersch denn nie? Wenn a wollt, könnt a amol mitkomma. Giet och ein zweta Wean; dört sein de Weibslait mit dan Betta.“ „Inne, das lo ich mer nie zwemol sean.“ Ich klatter schnell ei de Kaleffe unds tauert gar nie lang, do sein wer bei Honschas Haus. — Ober wos is’n do lus? Wer könna wollt nie nei? De Munsleit stien beim Tore und huen Basa, Recha, Schausan und Goban ei a Handa. „Do miß wer halt libers Howetor springa.“ „Nä, dos gieht nie. — ’s is a ke Loch eim Gartazaune. Ober ich weß, was wer macha! — Honsch Better, lot uns doch nei! Ihr ward wos Gudes derfiere friega. Wer huen Brandwein mitgebracht.“ „Do gat och har!“ „Ez lot uns nei! — So, ehe sein olle eim Howe drinne und ’s gieht uns Auschenka. — Ober dar Fuks Alwis is genau a so frech und so schlau wie a Fuks. Gefarbtes Wasser und schworza Raffee schenkt a uns ei. — Na wart, du torsche escht zulezt nei eis Haus.“ „Dos woll wer sahn!“ Schont hot a en Knecht beiseite gehaun und is eim Hause drinne. Die andern komma anoch, und de Weiber bringa de Bette. Mei Schreck! Ez räsa sie sich mit a Betta. Bloßich gutt, doß de Braute nie derbeine is. Die möcht woll tichtich greina, wenn ma de schiena Bette a so remhonst. — Noch ner Weile is dar Krach vorbei. Dar Honschvetter fiehrt de Leite ei de gude Stobe.

Do sitz se ez, dar Pechpauer, dar Fuksalwies, dar Woffermiller, de Neigebauer Gruela, de Ropper Hede, de Hofamuhme und wie se olle heesha, und se assa und trinka, so viel se wolla, so richtig wie ver ner Hochzich.

Elisabeth Hanisch.

Liebes-Brauchtum aus früherer Zeit.

Wenn ein Freier seine Liebste besonders ehren wollte, bezahlte er den Musikern einen Tanz, den er mit seiner Liebsten ganz allein tanzte, sehr zum Arger der anderen Tanzlustigen. Ehe die Musik einsetzte, rief der Kapellmeister, sich von seinem Platz erhebend: „Solo“. Wurde ein Mädchen zum Tanz aufgefordert und sie verweigerte dem Antragsteller den Tanz, tanzte aber während desselben Stückes mit einem anderen, so durfte ihr der Verschmähte ohne weiteres eine derbe Ohrfeige herunterhauen. Dann nahm er seine Tänzerin, die er hatte mitten im Saale stehen lassen, wieder in den Arm und tanzte mit ihr weiter. Er war in seinem Rechte.

Tanzte jemand, wenn auch unbewußt, mit Mütze oder Hut auf dem Kopfe, so bekam er ein Kopfstück, so daß nicht allein die Mütze, sondern auch der Kopf ein ganzes Stück zur Seite flog.

Unter siebzehn Jahren durfte kein Bursche den Saal betreten. Hatte er das siebzehnte Jahr überschritten, so mußte er sich unter die Burschen einwerben. In manchen Orten auch erst mit achtzehn Jahren. Das Einwerben vollzog sich so, daß der Bursche je nach seinem Geldbeutel eine „Grüne“, ein Liter Korn oder Rosol (Rikör) ausgeben mußte. Mit Handschlag wurde er dann unter die Burschen aufgenommen.

Wollte ein Bursche ein junges Mädchen freien, so durfte er abends an ihr Kammerfenster klopfen. Ob Sommer oder Winter, wurde bei offenem, meist vergittertem Fenster gefreit. War das Mädchen des Burschen überdrüssig, so gab sie ihm einfach keine Antwort auf sein Klopfen. Wenn der so Abgewiesene ein rabiater Mensch war, so flogen ohne weiteres die Fensterscheiben in Scherben in die Kammer.

Wenn eine Mutter ihr Kind entwöhnte, und es war ein Mädchen, so sollte sie ihr die Brust das letzte Mal bei Vollmond und unter einem Hunderstrauch sitzend reichen, damit das Mädchen recht voll und kräftig werden sollte.

Noch etwas sei hier erwähnt: Die sogenannten Besseren, die es früher auch gab, d. h. die sich zu den Besseren zählten, freiten mit Hilfe der Blumensprache. Da legte der Verehrer seiner Liebsten des Abends auf ihr Kammerfenster die seinen Gefühlen entsprechenden Blumen hin. Am nächsten Abend holte er sich die Antwort hierauf wieder von dem Fenster ab. Lagen keine dort, so war dies ein Zeichen, daß sie sich an einem ihnen schon bewußten Orte treffen wollten. Obwohl ich die Bedeutung vieler Blumen wußte, so weiß ich heute nur noch die beiden nachfolgenden:

Die rote Nelke spricht: Ich bin noch zu haben. Und die Brennessel spricht: Rühr mich nicht an, denn ich bin ein Mädchen. Bei Hochzeiten mußte das Brautpaar die Suppe mit einem hölzernen Löffel suppen. Auch das erste Fleischgericht mußte mit hölzernem Besteck gegessen werden. Damit sich das Brautpaar nicht zu sehr anstrengen brauchte, mußten die Brautdiener ihnen das Fleisch mit dem hölzernen Messer schneiden. Das war natürlich nicht so leicht und erregte große Heiterkeit unter den Anwesenden. Das Essen mit der hölzernen Gabel war schon angenehmer.

Nach dem ersten Gange brachten die Brautdiener eine zugedeckte Suppenterrine und stellten sie auf den Tisch vor die Braut, mit dem Bemerkten, es sei ein Hochzeitsgeschenk für sie. Beim Öffnen flogen entweder einige Sperlinge heraus, die eiligst durch Fenster oder Tür das Weite suchten, oder ein großer lebender Fisch war eingezwängt, der in großem Bogen auf den Tisch aufklatschte und das Wasser auf die am nächsten am Tische Sitzenden verspritzte. Der Fisch wurde sofort geschlachtet und gebraten. Davon bekam jeder der Gäste ein Stückchen, und wenn es noch so klein war. Die verbrannte Köchin und die Escherbraut sind wohl bekannt.

De Leite sein schlimm.

Volklied aus Schmeisdorf.

De Leite sein schlimm, de reda viel, doas wirschte salber wissa.
Wenn a trei Harz doas andre liebt, doas tut de Leite verdrissa.

Doas Steigla, woas do neber gieht, doas hoot mei Schotz getrata;
a hoot's getrata seba Joahr; ich hoo a nie gebata.

Und tritt a's glei no seba Joahr, ich ho aa nischd derwider.
Doas Geld, woas a mit mer versoffa hoot, doo gaa ich nischd meh wieder.

Und wenn dar liebe Sonntich kemmt, da is mei Schatz dar schennste,
doo hoot a de gala Heslan uen ond ich doas ruete Wamsla.

Ich mach mer de gepinkerte Schirze em, de met da gala Bendlan,
dann tanz ber ei dar Ronde rem ond em de ganza Rendlan.

Und freit a mich bei Geld ond Gut ond noch gezogne Zicha;
och, wenn ber och lieber risch wargne hätt', wir wär aa dronder kricha.
(Gala = gelbe. Wargne = aus Werg gefertigt.)

Aufgezeichnet von Anna Dittrich

De Frooschschänkel.

Eine Kindheits Erinnerung.

Anton ond Roarla woarn Nopperschender, die Grade und Laad met-
sommen taltten ond jeden Renderstraiich metanander ausheckten. Noch
decker wur de Frandschoft, wie se ei de Klasse von Schulmaster verseht
wurn und nabenanander zu sehen koomen.

Anton boate viel Zeit zum Remlongern, während Roarla valle Toage
erscht fems Gebend Moarktgoarn schpennen mußte. Doas woar de Joahle.

Ei em schienen Toage kemmt Anton zu Roarlan und schprecht: „Du,
Roarla, a gudes Geschäft! Wie onser Mutter heit aus der Stoadt koom,
do jeat se: Unser Grinzeigweib es schent aso lange moagentrank. Do hot
dr Dokter geseat: Wenn ihr wollt gesond wardn, do mißt ihr waißes Flasch
assen. Do hot se gedocht: Frooschkeilen sein doach ach waißes Flaasch.
Ond ez ies doch groade de Zeit, wo's ar hot. Daber, wohar nahmen?
Wenn wirklich amol a poare of'n Moarkt kommen, do reißen se de annander
aus der Hand. West ihr niemanden, dar de mir jede Woche a poar

Schood besorgen tet? Ech zoahl garne fer's Schood 30 Kreizer, aach 35, oaber do missen se de Hosen ausgezogen hoan. Frog dei Mutter, eb de mitkommen dorstst. Der Verdienst wird getalt."

Ech wollt oansangs a nie, oaber do seat de Mutter: „Sech och, Anton, de Unnla wird zun Weissen Sonntiche zur Kommion gieh'n. Jedes Madla wird a neies Klad hoan, ond uners'ch nie. Vo Boater sen Verdienst bleit doch nie viel ebrich, dar braucht doch de Hälfte off Branntwein. Wenn ech'n doas nie loos, do tet ar nooch en viel greßeren Krach machen, wie ar'n macht, wenn ar besoffen ies. Wenn dei Verdienst vo dan Frooschkeilen wenigstens off a Schleißkladla langen tät, a besseres wollt ech ihr schent nie kaisen.“ Also, Korla, wellste oder wellste nie?

Wie Korla doas seiner Mutter seat, do den' ech, se freßt'n oof. Der-nochtern seat se: Weßt ihr denn nie, doasß doas Tierquälerei ies? De Fräsche sein ebenst aach Gescheppse oners'ch Herrgoot, über die bir nie versigen dirsen.

Fer die zwai Jongen woar oaber das Geld zu verlockend, denn 35 Kreizer woarn noch onser'n Gelde beinohe 6 Selbergroschen.

Ei dar Zeit, wo Roarlas Mutter off'n Felde woar, hulf Anton Roarlan bein Spennen, met en andern Spennroade, doasß ar schnell off de Zoable foam. (Zu dar Zeit wosste jedes Rend met'n Spennroade emzugieh'n.)

Ond eht ging's luus. Off'n zahnten Doamme nonder, ieber die erschte Doammnschleisse bis zur alden Boache! Dort, wo de Oppa met'n alden Miehlgroaben zommenkemmt, woar a steller Ploach. Dort hoat's Fräsche eber Fräsche.

Ond's tauerte nie lange, do hoatten se zwai Schood. Femf Wochen lang machten se doas Geschäft, jede Woche zwaimool. Wie dann de Sonne oansing, recht woarm zu schannen, do wollt doas Grinzeigweib kei Frooschkeilen meh. Sie seate: Ech ies bald Jirgetoag (23. 4.), do poarn sech de Fräsche met'n Hetschen.

Eht hoatten de Jongen erscht Gelägenhat, ihren Frooschgelest zu stellen.

Noch en reichlichen Fange machten se ei Roarlas Rechenoofen dar de ach de Nabensstobe metthaaßte, Feier mett Kiefernmoodeln. Weil's recht schnell gieh'n sollte, hollte Roarla die gruusse Joanne, ei dar de Mutter immer die gefellten Zeglan broten tot. Ei dar kochten se de Frooschkeilen. Ond, weil's a so gutt gerochen hoot, do stecften se immer emzechich de Fenger ei de Joanne und lekten se oab. Weil de Mutter 's Bruut eigeschlossen hoatte, eh se off's Feld ging, do hoann se rohe Urdeppel ei Scheiben geschnetten ond off dr Ofenploatte gebrooten zun Zubeißen.

Se hoan oaber nie oalles gezwongen ond do wollten se dr Mutter woas oofheben zun Kosten. Doas Uffen sollte oaber woarm blei'n ond do schtoppten se halt noch amol dan Dofen miet Kiefernold'n vuuel. Off eimol ging's „Puh“ — dr Dofen hoatte genießt!

Anton hoatte de Aagen vuel Rach ond Room, ond ei der Nabensstobe woar dr Dofen eigefoall'n.

Es gossen se schnell 's Feier aus ond machten de Fanster of ond de Fire, doasß dr Raach nausging ond dann machten se de Reche, so gutt wie se konnten, raan.

Wie de Mutter abaim koom, rooch's zwoar noch a wing noch Raach, ober der Dofen racherte ja ester.

Do koam ach Roarla schent met dr Joanne ond stellte se fer de Mutter hien. Ei dar Zeit machte sich Anton aus'n Schtaabe.

„Es hoot gutt geschmoadt“, seat se, wie es fertich woar. „Du konnst a andermol wieder weche brengen. Daber eh mach Feier!“

Do schprecht Roarla: „Mutter, es gieht nie, der Dofen ies eigesoall'n!“ ond zetterte fer Angst. Do docht sich de Mutter glei ihrsch, holst en Wiesenbamschtreck ond haut unonbarmherzig off Roarlan ei. Wie se de Butt gefihlt hoatte, sitt se sich die Bescherung oan ond schprecht zu Roarlan: „Es geh ond mach Laihm zurecht ond hir war'n dan Dofen wieder zusommesehen!“ Ond es ging ganz gutt. Wie se fertig woarn, schrecht se zu Roarlan: „Je, je, es hätt mir a poassieren können, denn ar woar schent recht woadlich, oaber, Schtroose muß sein!“

Acht Toage später joomert de Mutter: O je, dr Goarnmoann hoat's Goarn nie obgehollt ond ich waasß of'n Sonntag nie, wie ich war Steier ond Feiertont bezoahlen, es fehlen mir noch 12 Viehmen.“

Do schprecht Roarla: „Mutter, ech war Eich doas Geld borgen, doas Geld, woas ech mir bein Fräschefingen verdient hoa. Satter, a so kemmt's!“

„Inne ja,“ schprecht de Mutter, „hätt'ste nie Fräsche gefangen, do wär ach der Dofen nie eigesoall'n!“

's Oos muß sich hinga.

Von A. Rosler.

Jch komme zu Ferien. Es ist vor der Ernte. Ich schlendere hintenrauf, gehe durch den Durchgang und komme über den Kretschambhof. Am offenen Brunnen ist die alte Heinrichin und spült Geschirr und Wäsche.

„Guten Tag, Heinrich-Muhme!“

„Een Tag, een Tag!“ spricht sie zurück, ohne sich umzudrehen und aufzusehen. Ich bleibe stehen und spreche sie an: „Na, wie geht es noch immer?“

Da dreht sie sich um: „Jes' Maria, es eh' jo der Herr Alwin, an der Sproche hätt' ich Sie eht wirklich nie erkannt; do nahmen sie mir's och nie ebel; na gutt, ma wird halt schon alt und toprig derzuune; a soo woos, do sein Sie's!“

Ich mußte lachen, und ihren Wortschwall unterbrechend sagte ich: „Ich dachte mir's wohl, daß Ihr mich nicht erkannt habt.“

„Inne freilich, wer wird denn denken, daß Sie doo eh komma war'n!“
„Es ist schon gut,“ sagte ich, „und Ihr seid doch wieder bei uns in der Ernte?“

„Nu aber, doos gehört sich, ma wird doch nie irnete wo anders hingehn, wo ma scho 's sebezwanzigste Johr ei der Wirtschoft is!“

„Schon das siebenundzwanzigste Jahr,“ wiederholte ich.

„Inne jaja, do wor'n Sie noch nie off der Welt, wie wir schon bei Eich ei der Ernte war'n.“

„Eine lange Zeit allerdings, und wie geht es zu Hause, was macht der Heinrich-Better?“

„Der eß' doch tuut, wessa Sie denn doos nie?“

„Nein!“

„Na, ich doocht halt, sie hätten 's Ihnen geschrieben.“

„Ach, das ist aber schade, was ist denn da passiert?“

„Nu dinka se och, 's Dos muß sich hinga!“

„O, das ist sehr bedauerlich, das tut mir wirklich sehr leid.“

„Emm maan darf's a nie leid sein, emm een settena doo.“

„Wie kam denn das?“

„Wie's koom? Inne aso: Es woor an enn Sonnabend, doo koom a aso lange nie aus der Stadt. Ich doochte: „Na, heut is' Geldtag, doo wird a wohl sein enn trenka ganga mett da anderen, die a gaarne enn nahma! Wie mir's zu lang dauert, geh ich halt schloffa. Ich woor tuutmüde und hoo gutt geschloofa bis frühe. Wie's Tag wird, wach ich off und sah, wie's Bette noch immer leer is! Doo wird mir's aso wie die recht, oober ich denk mir noch nischt derbeine. Na, denk ich herenacher, die hab'n a orndlich lange Nacht gemacht. Ich steh' off und geh ans Fenster. Da lauft de Gürrlich Lore vorbei und schreit mich nun: Euer Muun, dar seht jo goor ei der Traase! „Woos, sprech ich, ei der Traase?“ „Inne, jaja,“ ruft sie, „dort seht a, gieht och amool sah'n.“ Do zieh ich mir woos eber, denn es woor früh hübsch frisch, und geh' naus. Ich sah' umm die Ecke, und richtig. doo seht a ei der Traase. „Du vermaldeiter Karla, du, glei kömmst de rei,“ schrei ich ei der Traase ahender. Wie a sich nie rührt, schimpf ich a kurz und lang aus und denke, da würd a doch endlich offwacha. Ober nischte, a rührt sich nie. Do docht ich mir: Sehl und wollte wieder neigehn, denn es schauerte mich schon ei d'r Morgentible. Dann wollt' ich a ober nie zum Spektakel macha loon, denn es rührte sich schon do und durt jemand. Ich geh' also ei de Traase nei und schrei a tüchtig nun. Do sah ich, daß ihm d'r Kopp a so off de Seite nonder hingt. Jes' Maria, denk ich mir, a wird doch nie irrnte goor tuut sein. Und wie ich a so denke, sah ich a schon 's Streckla emm a Hols. Doo schrei ich laut off vor lauter Angst und denk: ich krieg de Fraase vor Schreden. Off mei Schrei'n laafa de Nochwarn zusomma und froga, woos de denn los sei, warum ich a so schrei, es geht joo enn durch Mark und Bein. Ich konnte nie Antwort geb'n, ich woor ganz aus.“

„Das läßt sich denken, daß Ihr nicht wenig erschrocken sein müßt.“

„Wenn's och mett dam Verschrecken obgetaan gewaßt wär. Doo koom einer nach dem andern, sah ei de Traase und lief weg, so sehr a konnte, wie wenn a da leibhaftiga Teibel gesahn hätte. Und wie's emm ond emm kömmt, bleibe ich mit dam tuuta Monne allaane.“

„Hat Euch denn niemand geholfen, den Heinrich-Better in die Stube zu bringen?“

„Niemand! Und noch ei de Stube! Woos dinka sie sich! Ei de Stoobe! De Wirtin koom balde, machte de Haustüte zu und meinte: doo nei kömmt a mir nie! Do stund ich ez mutterseelen allaane bei dem tuuta Monne und mußte seh'n, wie ich ihn alleine fortschaffe, wenn ich a nie wollt bis zum jüngsta Tage ei der Traase sezt loon. Gruslich woor mir's a genung, wie ich a abschneida mußte vom Kommerfanster, an dem a sich erhängt hatte. Ober ez, wie reinbringen? Ich schwaches Weibla konnte doch daan Bütschker vo enn Monne nicht ertragen, ich muß a halt schleppa, wie ma a Schütte Stroh hender sich herschleppt. Ins Haus durst ich a nie bringa, doo schleppt ich a halt bis ins Holzschöpple ahender und schmiß a durt hin. Später schafften sie ihn ins Bohrhäusla an der Kirchhofsmauer und verscharreten ihn dann am Kirchhofe ei der ungeweihten Ecke, dem Selbstmörderwinkel.“

„Ach, ach! Was Ihr da durchmachen müßtet!“

„Ja, ja, mein lieber Herr Alwin, ich hoo woos durchgemacht ei da Saaga, na aber Gott sei Dank, ez es olles verbei ond zurtück kömmt a nimmee, ich muß mich allaane weiter quälen, bis ma a wird nimme doo sein. Na, ez wessa Se olls, wie's woor und wie sich's zugetragen hat. Und off die neie Woche, doo komm ich zu eich ei de Ernte, Sie können's emm Booter ond d'r Mutter derweilt sag'n.“

Damit packte sie ihren Kram zusammen und ging hinüber in ihr Häusel.

Wie eech als Flienes Madla amol Gaascht verfaast ho.

Wir worn am Herwest amol am Niederefeld uen dr Zauchzer Graanz Kardoffel klauma. Wie wir zu Mettich abhaem soahrn sollta, zooch dr Voater a Skarniz aus dr Hofatoasch ond säet zun mer: „Waßt, Hedla, du host drhaem nisch zu tun, ond wir huen Arbeit, du keenst eigentlich of Zauchza nei giehen zum Braier wäja dr Gaascht, die wir vorija Woch gedroscha huen. Zeich em de Proow, ond wenn de aso ond asorl krichst, do sprecht: „Dr Vater wird sa brenga.“ Eech woßt oawer nech, wo dr Braier wohnt, do maent dr Voater: „Inne, metta am Dorf, du host ja a deitsches Maul mett, du wirscht 'n schenn drsäen.“ Na gutt, eech

ging of de Schuffee neewer ond drnooch of Zauchza zu. U Braier ha eech bal gefonda, dr Nooma stund ja of sam Haus. Wie eech ei de Stooow neikoom, do zeicht eech em de Skarnik mett dr Gaaschtproow ond fräet 'n, woas r drfier gett. Wie eech a Preis hurt, säet eech: „Na gutt, dr Vater wird moarn de Gaascht brenga, aso a 35 Zentner.“ Eß fräet mech dr Braier, wie eech haefß ond war mei Voater es. Do säet eech's em, säet „Ei Boots Nooma“ ond dreappt abhaem. Drhaem drzehlt eech, woas eech ausgerecht hoatt, ond doafß dr Voater ser de Gaascht mehr krieja sollt, wie r doocht; do dreewer hoot 'r sich siehr gefraet. Wie dr Voater da anderna Taag zu Zauchza de Gaascht obgeliewert hoatt, broacht 'r mer vum Braier extra a Trankgeld mett. Doar hoatt sich ewer mech gefraet, weil 'r ei sam Laawa no nech am sett kliena Gaaschtverkaefer begaent war. Eech woar nemlich oascht 8 Joahr.

Hedwig Skrobol.

Bam Rih-hitta.

Bei uns am Staatla huen friher de Pauern de Rih of a Wieesa hitta loen, mehr wie heitzutaaj. Raum woar nooch dr Ernt 's Hae drhaem, do ging 's Hitta lues. Eech woar vrleicht oascht a 8 Joahr, do mußt eech schenn allaen mett a Riha ond em Jongviech, am ganzen a Zahn bis zwälf Steck, nans of de Wiees. Wir hoatta a ruetschedicha Ruh mett braeta Härnern, doas woar a Staatsfuh, die hoatt Menschaverstaand. Die gin(g) immer vorna weg ihren Duen furt bis of onser Wiees, ond die woar a hoalwa Stond weg, bei dr Bargnieel. Roomta die anderna Rih ond de Kälwër nech anvoch, do lukt se sich em ond hoot gewort, bis ja oalle beiner woarn. Dawer die irschta bleew ja immer. Of abhaem zu hoot se 's groad aso gemacht. Do es mer 's Treiwa nech schwer gesoalla. Ond weil die Sach aso gutt gin(g), do mußt eech drnoochert a nooch onser Gens mettnahma of de Wiees, ond doas worn käja 30. De Rih huen 4 Baen ond drzun nooch recht langa, de Gens oawer of zwee kurz. Die koonta halt hender a Riha nech anooch, ond eech mußt mich mett 'n monchmol remarjern. Woarn wr oascht of dr Wiees, do woarsch gutt, do hoot wieder die Ruh mett da braeta Härnern Osposser gespieelt. Huen sich zwe Echslen gekampft, do hoot sa se ausnaander gejäet. Die woßt a, wie weit sa weida dursta ond es immer rechtzeitig emgedreht. Die hoatt ja a Menschaverstand! Of dar anderna Seit vum Niehlwaag leja die Rosner Wieesa. Durthieen koonta vu am Onfel a zwee Render mett a Riha getreewa. Do woarsch ons nech langweilich, weil wer zusomma spieela koonta. Josef — ar hoot eß a Farm ei Amerika — hoatt ei dr Hofatoasch immer a Masser. Do hoot 'r ons Madlen aus Riewa, die ei dr Nehnd am Feld wuchsa, die schennsta Poppameewl geschneht. Do hoatt

wr Tseesch ond Still ond Bent ond Bätt. Uen dar aena Seit vum Miehel-
 waag, wo kei Glaeser woarn, huen wr aus Dreck a grueßa Poppawohnung
 gemacht ond de Meewl neigestalt. A sett schieenes Spielzeig hoatt wr
 nech amol drhaem. Do huen wr ons vrleicht a ganze Woch mett ver-
 saint, wennn a de Meewl schenn a weng zusommageschnurpert woarn.
 Wie wr da aena Saag wieeder af de Wiees koomta, do woar die ganze
 Herrlichlaet zu End, do woar an Wäen metta durch onsera schieena Poppa-
 stoow gefoahrn. Do huen wr gejoomert wie jerr vr em Tor. Ob dar
 Pauer, dar de doas gemacht hoot, kei Render hoatt, weil 'r ons de Fraed
 aso verturwa hoot? Hoffa wr, doaf em uen dar Schtell groad a anderner
 Wäen begaehnt es, ond har ausweicha mußt! — 's bleew ons halt nisch
 anderes ewrich, wir mußt ons em an anderna Zeitvertreib emfahn. Dan
 soond wr baald of am oabgeernta Kardoffelbeet, of dam sich nooch a paar
 anderna Render eisoonnda. Kreitich woar bal zusommagetraen, ond Ard-
 äppl zum Broota huen wr a gesucht. Streichhelzlen hoatta de Jonga am
 Herwest immer ei dr Toasch. Bal hoot a lostijes Feier gebraant, ond
 ei de Glutt huen wr drnoochert die zusommageklaurta Kardoffeln neige-
 schmessa. Drbein huen wr oalla meegliche Tommaeta gemacht, sein em-
 zächt durch a Raach geraant ond ewersch Feierla gehopft. Gesonga huen
 wr drzun: „Brie, Feierla, brie! Eech hitt nech garn de Rib, eech hitt od
 garn die faula Zeeja, doaf eech kuen bam brienicha Feierla leeja. Brie,
 Feierla, brie!“ Wie de Kardoffeln gebrott woarn, huen wr sa gassa.
 Nisch schmect aso gutt wie Feierlakardoffeln, oawer die hoatta an setta
 komischa Geschmaak. Gassa huen wr sa oawer doch. Drnoochert sein wr
 abaem getreewa. Onderwaajes woar mersch nech aso wie sonst am Maaja.
 Eech woar groad bam Hoftor, do wuerd mersch hondsmiserawlich. Mam
 Bruder Hans, dar ver em Tierla stund, hoatt eech's groad gekläet: „Hans,
 mir es aso goar siehr schlecht,“ do mußt eech mich uens Tor uenthalda,
 ond de Feierlakardoffeln floachta am grueßa Booja raus. Dras es nu
 noch aemol passiert, do woar dr Maja laar ond eech wieeder gefond wie
 dr Feesch am Woasser. Wir hoatta bam Klauwa secher of griena ond
 schworzfledicha Kardoffeln gefonda ond gebroett, die dan komischa Ge-
 schmaak hoatta. Da anderna Saag ho eech da Rosner Rendern mei Malär
 drzehlt, oawer daan woarsch nooch schlimmer drganga, die huen de Feierla-
 kardoffeln schenn onderwaajes verlorn.

Hedwig Skrobol.



AUFBAHRUNG DES KREISLEITERS HÜRMANN - AUFN.: WEGNER

Anton Hörmann, geb. am 4. 11. 1894 in Wien, stand im Weltkriege beim Edelweißkorps gegen russische und italienische Front, ging dann als Siedler auf die Krim, wurde im Kampfe zwischen „Weiß“ und „Rot“ Mitglied der deutschen Jägerbrigade, nahm an schweren Schlachten teil und kehrte nach aussichtslosem Ringen in die Heimat zurück. 1922 wurde er in Ems Mitbegründer und Leiter der Ortsgruppe der NSDAP., blieb dies bis 1926, kam nach Beuthen, wo er sich ebenfalls gegen den Kommunismus einsetzte. 1933 wurde er Kreisleiter von Neisse und Gauredner. Am 1. 7. 1937 kam er nach Leobschütz. In Steyr und Horn war er zum Aufbau der Parteiorganisation. Am 21. 5. 1939 starb er nach langer Krankheit als Kämpfer für Führer und Vaterland. Sein Tatenerbum aber lebt weiter.



JUNGVOLK-ZELTLAGER GEPPERSDORF - AUFN.: WEGNER

Jimmer ist und bleibt die Heimat Quell reichster Freuden und starker Kräfte für jung und alt. Sie zu durchwandern, von ihren Höhen herabzuschauen, an ihren Wassern zu zelten und zu lagern, in ihren Wäldern zu lauschen, das liegt im deutschen Menschen, besonders in der Jugend. Der wird die Heimat ganz in seinem Herzen lebendig besitzen, der sie erwandert. Sind wir auch fern von ihr, rauschen doch die Wälder, singen die Wasser, stehen die Berge, liegen die Fluren in uns. Wir lieben sie und sind bereit, für sie und ganz Deutschland zu kämpfen und zu sterben.

Dienststellen der National-Sozialistischen Deutschen Arbeiterpartei.

Kreisleitung der NSDAP. Leobschütz, Lindenstraße 20, Fernruf 444.
Kreisleiter: Pg. Erich Wolsmar.
Kreisgeschäftsführer: Pg. Alfred Kremser.
Kreisorganisationsleiter: Pg. Georg Schöfler.
Kreisbildungsleiter: Pg. Alfred Kremser.
Kreisassenleiter: Pg. Hans-Georg Weidner.
Kreishilfsassenobmann: Pg. Georg Spallek.
Kreispersonalamtleiter: Pg. Willi Höflich.
Kreisausbildungsleiter: Pg. Josef Koschyt.
Kreispropagandaleiter: Pg. Herbert Reinhold.
Leiter der Abtlg. Kultur im Amt für Propaganda: unbesezt.
Leiter der Abtlg. Funk im Amt für Propaganda: Pg. Artur Güttler.
Leiter der Abtlg. Film im Amt für Propaganda: Pg. Otto Herterich.
Kreispreßeamtsleiter: Pg. Kurt Römer.
Kreiswirtschaftsberater: Pg. Alex Scholz.
Leiter des Kreisrechtsamtes: Pg. Dr. Hans Weidel.
Leiter des Amtes für Kommunalpolitik: Pg. Artur Mündel.
Leiter des Amtes für Agrarpolitik: Pg. Walter Müller.
Leiter des Amtes für Volksgesundheit: Pg. Dr. Max Preiß.
Leiter des Amtes für Erzieher: Pg. Paul Scholz.
Leiter des Amtes für NSD.: Pg. Karl Quarg.
Leiter des Amtes für Beamte: Pg. Alois Slupik.
Leiter des Amtes für NS.-Volkswohlfahrt: Pg. Riedel.
Leiter des Amtes für Handwerk / Handel: Pg. Karl Quarg.
Leiter des Amtes für NS.-Kriegsopferversorgung: Pg. Mücke.
Leiter des Amtes für NS.-Frauenshaft: Pgn. Marg. Matuffek.
Leiter des Amtes für BDD.: Pg. Georg Dorminger.
Leiter der Abtlg. Forstwirtschaft im Amt für Agrarpolitik: Pg. Dibrich.
Kreisrevisoren: Pg. Hans-Georg Weidner, Pg. Arthur Mündel.
Beauftragter für Rassenpolitik: Pg. Fritz Barsch.
Unterabteilungsleiter Lichtbild: Pg. Albrecht.
Vorsitzender des Kreisgerichtes: unbesezt.

Geschäftsstellen der Gliederungen der NSDAP.

Kreisleitung der NSDAP.: Leobschütz, Lindenstraße 20, Fernruf 444.
Kreisverwaltung der Deutschen Arbeitsfront: Botenstraße 37, Fernruf 405.
Kreiswart der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“:
Botenstraße 37, Fernruf 405.

NS.-Volkswohlfahrt: Ottokarstraße 6, Fernruf 343.
 SA. der NSDAP. Standarte 21: Standartenführer G ä r t n e r.
 Geschäftsstelle: Bahnhofstraße, Fernruf 428.
 SS. der NSDAP. Sturmbann II 45: Führer: Sturmbannführer A n g e r.
 Geschäftsstelle: König-Ottokar-Straße 5, Fernruf 321.
 Hitler-Jugend, Unterbann IV 62: Bannführer M a s j u r e k.
 Geschäftsstelle: Graf-Häfeler-Straße 3.
 Bund deutscher Mädchen in der HJ.: Führerin: Untergauleiterin des
 BDM. Pgn. S c h w e e r, Untergauleiterin der Jungmädels: Pgn.
 L a n g e r. Geschäftsstelle: Graf-Häfeler-Straße 3.
 Deutsches Jungvolk in der HJ.: Führer: Jungbannführer P g. H e i n z.
 Geschäftsstelle: Graf-Häfeler-Straße 3.

Reichsnährstand:

Kreislbauernschaft Leobschütz, Adolf-Hitler-Straße, Fernruf 409.
 Kreislbauernführer: W a l t e r M ü l l e r, Piltſch.
 Kreislbmann: R i c h a r d S t a n j e k, Bauerwitz.
 Stabsleiter: V i k t o r N e n t w i g, Leobschütz.
 Kreislhauptabteilungsleiter I: G e o r g L a m m e l, Soppau.
 " II: K o n r a d P r o ſ k e, Dirschel.
 " III: F r i ſ S e d l a ſ e k, Bauerwitz.
 Abteilungsleiterin für die Bäuerinnen: G r ä f i n H o h e n a u, Kreuzwald.
 Abteilungsleiter für Jungbauern: F r a n z B o g t, Leobschütz.

Kreislhandwerk:

Kreislhandwerksmeister: R o ſ m a n n, Leobschütz, Straße der SA.

Die Ortsgruppe des Kreislbereiches Leobschütz der NSDAP.:

1. OG. Bauerwitz: Dr. P a u l H a h n e f e l d.
Bauerwitz, Zinnatal, Dittmerau.
2. OG. Altſtett: A n t o n K r a u t, Altſtett.
Altſtett, Roſen.
3. OG. Badenau: J o ſ e f H e i n e l t.
Badenau.

4. OG. Bladen: Alfred Kremfer, Hubertusruh.
Bladen, Hubertusruh, Sauerwiz, Josefsthal.
5. OG. Branitz: Paul Sonnek.
Branitz, Michelsdorf.
6. OG. Dirschel: Erich Gruber, Dirschel.
Dirschel, Liptin.
7. OG. Dreimühlen: Wilh. Lüdner, Schirmke.
Dreimühlen, Schirmke, Hohndorf.
8. OG. Gröbnig: Franz Breitkopf, Gröbnig.
Gröbnig, Schönbrunn.
9. OG. Ratscher-Ost: Emil Fromme.
Ratscher.
10. OG. Königsdorf: Max Fuchs.
Königsdorf, Ritteldorf.
11. OG. Kreuzendorf: Adolf Bornhoff, Kreuzendorf.
Kreuzendorf, Schmeisdorf, Kreiserwiz, Roben, Soppau.
12. OG. Leisnitz: Felix Steier, Leisnitz.
Leisnitz, Neustift, Sabischütz.
13. OG. Leobschütz-West: Alois Slupik.
Leobschütz, Schlegenberg, Blümsdorf.
14. OG. Lindau: Gotthard Haensel, Lindau.
Lindau, Hedwigsgrund, Wehen, Dirschkenhof.
15. OG. Löwiz: Franz Ortel, Löwiz.
Löwiz, Hennerwiz, Krug.
16. OG. Moder: Pg. Hanske, Moder.
Moder, Dobersdorf, Raden, Pilgersdorf, Bratsch, Türmiz, Zieten-
busch, Burgstädtel, Saliswalde.
17. OG. Nassiedel: Wilhelm Peuker, Nassiedel.
Nassiedel, Leimerwiz, Kraftillan, Annahof.
18. OG. Osterdorf: Hugo Schmach, Hochkretscham.
Osterdorf, Hochkretscham, Kaldaun, Pohnitz.
19. OG. Piltzsch: Heinze, Piltzsch.
Piltzsch.
20. OG. Rakau: Josef Adamek, Stolzsmüh.
Rakau, Eglau, Stolzsmüh.
21. OG. Rösnitz: Erich Lamche, Rösnitz.
Rösnitz, Steuberwiz.

22. OG. Schönau: Felix Alker, Schönau.
Schönau, Thomas, Kasimir, Gläsen, Berndau.
23. OG. Steubendorf: Pg. Kremsler II, Steubendorf.
Steubendorf, Pommerswiz.
24. OG. Trenkau: Adolf Reich, Trenkau.
Trenkau, Amaliengrund, Alt-Wiendorf.
25. OG. Troplowitz: Pg. Peter, Troplowitz.
Troplowitz, Geppersdorf, Schöndwiese, Comeise.
26. OG. Turkau: Emmerich Schramel, Turkau.
Turkau, Burgfeld, Jakobsfelde, Klemstein, Muchwitz.
27. OG. Wernersdorf: Franz Hoffmann, Wernersdorf.
Wernersdorf, Neudorf, Babitz.
28. OG. Leobschütz-Mitte: Johannes Moritz.
29. OG. Leobschütz-Süd: Paul Schrammel.
30. OG. Ratscher-West: Hans Walke.
Ratscher, Kösling.
31. OG. Bleischwitz: Johannes Piskoll.



*. . . und zum Rauchen was Gutes,
eine appetitlich frische Zigarette!*



Haus Bergmann

Privat

»so appetitlich frisch«

Deutsche Bank

Zweigstelle Leobschütz · Ring 28

Annahme von Spargeldern
gegen Aushändigung von Sparbüchern

Gewährung von Krediten in laufender Rechnung

Diskontierung von Wechseln

An- und Verkauf von Wertpapieren

Erledigung aller sonstigen Bankgeschäfte

**Kocher
Bräter
Backer
Heizer
Kühler
Bäder
Schmelzer
Trockner
Räucherer**



... nur mit **GAS!** rasch
sauber u. billig

Elektrizität für Haushalt, Gewerbe
und Industrie

Rat und Auskunft
kostenlos bei dem

Stadtwerke Leobschütz
und den Mitgliedern der Gasgemeinschaft

Fernruf: Stadtverwaltung Nr. 251

Paul Welzel

Leobschütz

Größtes Modewarenhaus am Platze

Anfertigung von:
Geschirren
Treibriemen
Eigene Reparatur-
werkstatt

Franz Graba

Leobschütz O.-S.

Inh.: Herbert Graba, Sattlermeister

Fachgeschäft für Offenbacher Lederwaren . Sportartikel

Bankkonto: Stadtparkasse Leobschütz O.-S. 2479

Josef Mutke

Wollwarenfabrik

Leobschütz O.-S. Fernruf Nr. 218



Inhaber: Hans Reichel, Uhrmachermeister, Adolf-Hitler-Straße 5

Wir empfehlen unser

Deutsches Pilsner

Edes-Pils

Caramel-Bier

**Brauerei
Weverbauer
Leobschütz**

Mühlenwerke Leobschütz

Gebrüder Jauernik

Leobschütz

Fernruf 446

Telegr.-Adr.: Mühlenwerke



Im

SCHLESIEN-VERLAG

BRESLAU - TAUMENTZENSTRASSE 33

ist ein Verlag geschaffen worden, der einzig dem Zweck dient,
das wertvolle Heimatschrifttum zu fördern. — Er besorgt die
Herausgabe der beliebten

Schlesien-Bändchen sowie der **Dichter-Büchel**

des früheren Verlages „Der Oberschlesier“.

Die „**Schlesische Stimme**“ — hervorgegangen aus dem früheren
„Oberschlesier“ — ist das Sprachrohr des Schlesien-Verlages.



Sparen

ist nationale

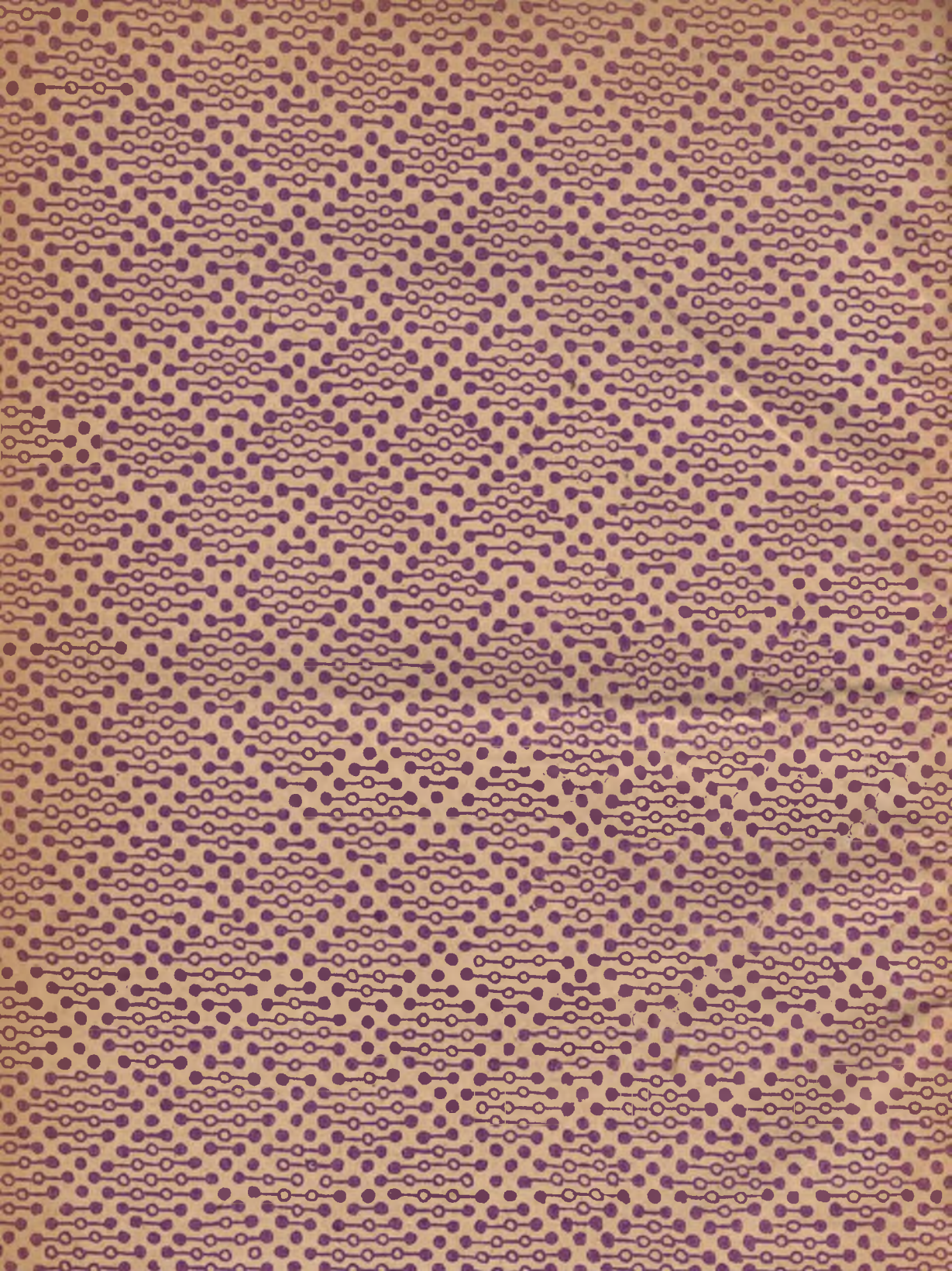
Pflicht!

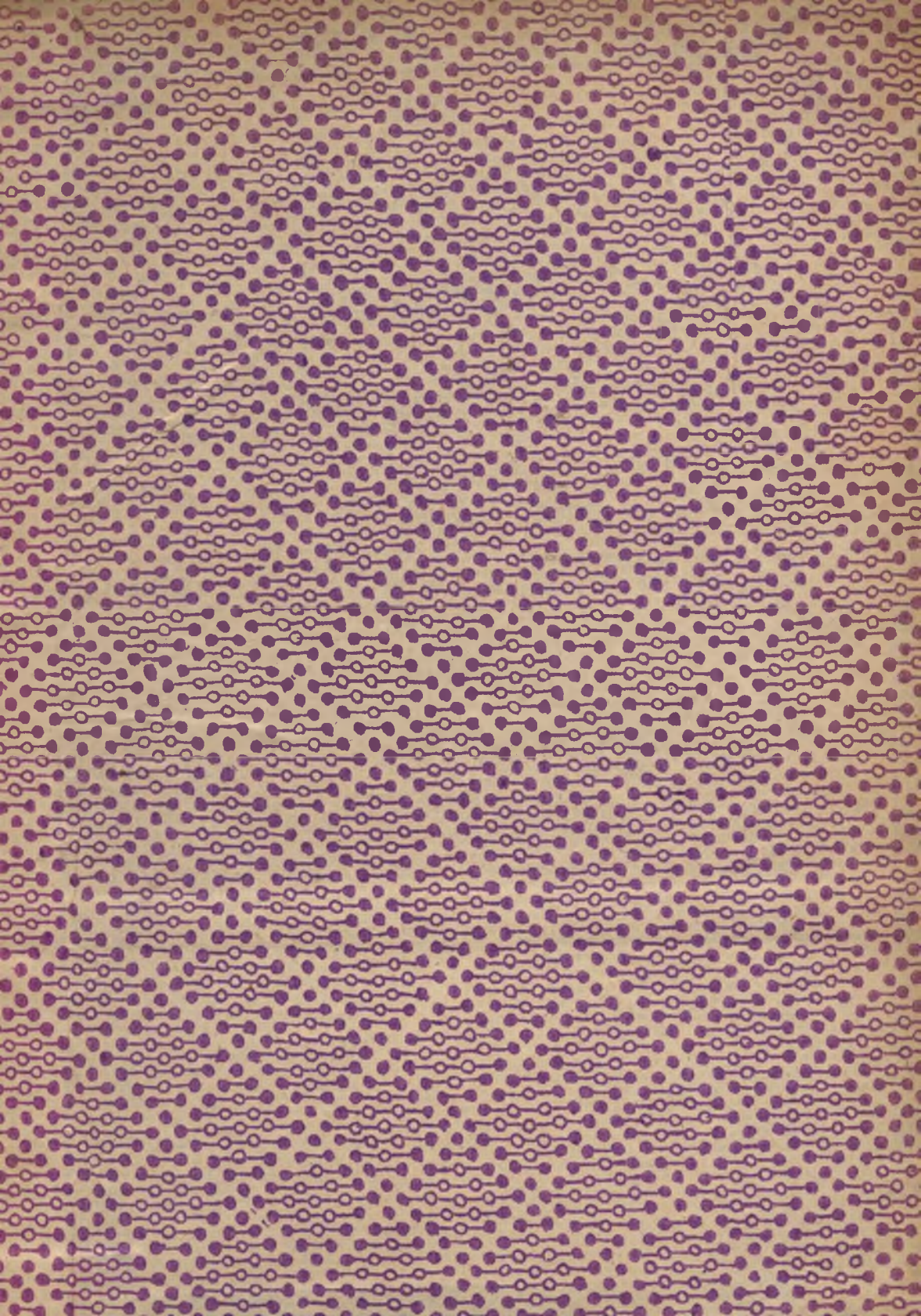
**Kreissparkasse
Leobschütz.**











Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000858351



II 4064/0/1941

Pracownia Śląska